UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 01946295 1

rles-Louis Philippe

roquignole

Roman

UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/croquignol00phil

Gesammelte Werke

von

Charles-Louis Philippe

Fünfter Band

Croquignole

Charles-Louis Philippe

Gesammelte Werke

Sechs Bände

Herausgegeben von

Wilhelm Südel

Fünfter Band

Croquignole

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1913

Charles-Louis Philippe

Croquignole

Roman

Autorisierte Übersetzung
aus dem Französischen
von
Wilhelm Südel

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1913

Alle Rechte
vorbehalten

Zeichnung zum Einband
von Friedrich Felger

Inhalt der Gesammelten Werke

Erster Band: Bůbů. Roman / Zweiter Band: Die kleine Stadt. Novellen / Dritter Band: Der alte Perdrix. Roman / Vierter Band: Marie Donadieu. Roman / Fünfter Band: Croquignole. Roman / Sechster Band: Mutter und Kind. Roman.

Erster Teil

Erstes Kapitel

Das Fenster war halbkreisförmig; das mußte so sein wegen der Fassade, wegen der Architektur, wegen der Leute, die es von draußen sahen. Spielerisch, wie man sich das wohl am Zwischenstock eines Gebäudes erlaubt, war es dann in eine ganze Menge kleiner viereckiger Scheiben eingeteilt, von denen aber nur zwei sich öffnen ließen. Glücklicherweise ragt die menschliche Nase reliefartig hervor; denn, wenn einer seinen Kopf da durchstecken wollte, fühlte er ihn auch schon an den Schläfen durch die Scheibeneinfassung festgehalten. Wenigstens aber nahmen die beiden Nasenlöcher da draußen ein bißchen oder wie man wohl auch sagt, eine Nase voll von der Luft, von der echten Straßenluft in sich auf und führten sie bis in die Brust des Atmenden. Und die Luft drang bereitwillig in die Lungen des Menschen ein und machte

ihn, so wie ein Schwips es tut, frei, leicht und glücklich. Ehe dieser Mensch sich nun wieder setzte, schloß er seine Luftscheibe, denn drinnen war eine andere Atmosphäre, die nicht gestört werden durfte.

Es war ein Bureau. Also saß man hier. Die Stuhlsitze waren, im Gegensatz zu dem System der runden Lederkissen, aus Strohgeflecht. Man begnügte sich dann aber nicht damit, daß man saß, sondern man rückte noch den Stuhl an den Tisch heran. Und da dieser hoch genug für die Beine war, so war man nun, — die Brust gegen das Pult gedrückt, den Rücken nicht weit ab von der Stuhllehne, aber mit genügendem Raum, um atmen zu können, — in aller Bequemlichkeit eingeschachtelt. Die Ellbogen hielt man aufgestützt, aber die Arme blieben nach beiden Seiten hin unbehindert: denn Schreiben ist eine Arbeit für die Arme. Rechterhand lagen drei Federhalter: die Feder in dem ersten schrieb mit schwarzer Tinte, die in dem zweiten mit roter und die im dritten mit blauer; und da die drei Federhalter parallel nebeneinanderlagen, so brauchte man nur gerade die Hand aus-

zustrecken und konnte sie nehmen ohne hinzusehen. Auf derselben Seite lagen zwanglos ein Bleistift und ein Radiermesser neben einem Tintenfaß; die linke Seite aber war für das Lineal, das Löschblatt und den Tabak reserviert. Man schrieb, schob dabei das Papier mit der linken Hand weiter und neigte den Kopf auf die rechte Seite, um besser sehen zu können — mit einer instinktiven Bewegung, die die Arbeit den Augen näher brachte und sie zugleich vom Herzen ein bißchen abrückte.

Wenn erst einmal alles im Gange war, gab es da weiter nichts zu sagen.

Das Tageslicht fiel herein. Das Tageslicht fiel aber nicht ungebrochen und hell herein, wie vielleicht bei dir, wenn dein Fenster auf einen Platz geht; sondern es wurde von einem Fensterbogen in seiner Bahn aufgehalten; es war ein philiströses, ein beengtes, ein kümmerliches Tageslicht: es schien, als hätte es ein schlechtes Gewissen.

Auch hatte das Tageslicht Rivalen. Von dem einen hatte es wohl nichts zu befürchten; aber die drei anderen Gasflammen, die ein bißchen

weiter ab vom Fenster angebracht waren, wurden bei dem ersten Wolkenschatten angezündet und sangen, wenn es still war, wie die Atemzüge eines Kollegen. Wie schade, daß die Sonne nicht singt! Aber diese schwere Hitze, die das künstliche Licht ausströmt, die von der Zimmerdecke herunterkommt, senkt sich langsam in zähen Massen nieder und hüllt dich ganz ein in ihrem Fall. Der menschliche Geist kann sich ihrer nicht mehr erwehren . . . Man lebte da zwischen den vier Wänden wie in einem Zimmer, wo es gut sein ist; das Gas sang ein Lied, eine zweite Melodie begleitete es in jedem Kopf. Es war wahrhaftig ein Zimmer fern ab von der Welt.

Morgens kam man an. Manche kamen mit munteren Augen aus Belleville: sie gingen am liebsten zu Fuß; manche kamen aus Charenton zu Schiff mit der Seine, dem Himmel, dem Wetter, dem Licht und dem Wasser; andere kamen auf den breiten geraden Wegen von Montrouge; schon am frühen Morgen hatten sie Frauenzimmer gesehen! Wieder andere kamen aus dem Maraiser Viertel, waren Dienstmädchen begegnet und hatten die

herumziehenden Obsthändlerinnen gehört, wie sie singend ihre Früchte zum Verkauf ausriefen. Der Tag war achteinhalb Stunden alt, war keusch und rein gewaschen: den Tag hatte der Himmel während der Nacht auf die Erde gestellt, das spürte man; die Straße war frisch: war sie nicht wie eine Wiese? ... Einer nach dem andern traf ein. Lange Zeit blieben sie mit etwas geneigtem Kopf, noch wie gespannt aufhorchend, stehen und rauchten die erste Morgenzigarette, die wie ein Gruß aus den Ländern, wo der Tabak wächst, zu sein scheint; bis endlich einer sich ermannte zu sagen:

„Na, was hilft's, man wird sich wohl dranmachen müssen."

Das Bureau trug dann noch einen jugendlichen Charakter. Jedes Geräusch von Tritten charakterisierte einen Freund; ... es kam jemand herein: das konnte ein Glücksbote sein; ... die beiden offenen Scheiben atmeten die Luft der Welt da draußen ein, als wären sie Ventilatoren; und manchmal waren die Stühle auf die Tische gestellt: das war so wie eine reizende Überraschung, wie wenn man jemand im Negligé antrifft. Noch war

nichts los; man hatte Lust etwas zu sagen, man suchte und fand eine Erinnerung an das Leben da draußen. Man faltete eine Zeitung auseinander: überall war was passiert, sogar in Australien; denn außer dem Bureau umfaßte die Welt noch die ganze Erde . . . Die Gedanken stellten sich einer nach dem anderen ein; sie waren gesammelt, bedachtsam, ruhig und schweiften nicht mehr ab; recht so wie es sein muß, wenn es heißt ein Werk zu vollbringen; jeder wog in seiner Hand die Erdkugel, wie es unser Herrgott etwa hätte tun können, und schätzte ihren Wert und Nutzen ab. Man war am frühen Morgen, ein Tag fing an, während dem das Leben sehr schön werden konnte.

Aber es bedurfte nur wenig Zeit, um alles in die Wirklichkeit zurückzuführen.

Plötzlich ertönte ein scharfes und energisches Klingeln, wie ein Warnungszeichen des Oberhauptes; man hörte es noch bis hierher, obgleich die Klingel in dreißig Meter Entfernung anschlug, wo die Comptoirboten rund um ihren Tisch herumsaßen und die Befehle erwarteten; einer von ihnen löste sich

darauf von der Gruppe: man bekam einen Begriff davon, was man in den mechanischen Wissenschaften ‚die Kraft des menschlichen Geistes‘ nennt. Es hatte genügt, daß der Bureauvorsteher, der doch nicht einmal der Chef war, auf einen der Knöpfe, die sich rechts von ihm befanden, drückte, damit ein Mensch in Trab gebracht und ein anderer gerufen wurde, damit das Rücken von Stühlen den Lärm der Klingel noch verstärkte und die anfängliche Stimmung von Gleichgewicht und Gleichmaß schon um neun Uhr wieder schwand. Und der, der nur seine beiden Arme hatte, um damit zu schreiben, und seine beiden Füße, setzte sich auf das Signal hin in Bewegung; er fühlte, wie sich dessen ganze Kraft auf ihn übertrug und reagierte mechanisch, einer Flüssigkeit gleich, die gepumpt wird. Der Unterchef hatte ein ganzes Bureau, mit größeren Fenstern, für sich allein: er hielt einem Papiere mit der rechten Hand hin: beileibe wurde kein Wort gesprochen!

Dann verfügte man sich wieder auf seinen Platz. Mehrere wurden so jeden Morgen gerufen.

Über all dem thronte das runde Gesicht Pau-

lats, des Königs der Tiere. Paulat war groß, blaß, dick und breit; in seinem Schritt lag Wucht, in seinem Kopf, der bis unten an die Stirn und bis an die Ohren mit Haaren bedeckt war, saßen zwei Augen, von denen sich weiter nichts sagen ließ, als daß sie sehen konnten. Man hatte ihn in einen Winkel verbannt, zwischen dem Kamin und der Wand, weil es hier noch gerade zu einem Platze reichte. Da saß er nun vor einem Tische, und weil er seine Hände platt neben seinem Körper liegen hatte, sagte man, er sehe aus wie ein Gebirge zwischen zwei Tälern. Immerhin war er da! Die Lust packte einen, seine Nase mit einem Strohhalm zu kitzeln, nur um zu sehen, was darauf wohl erfolgen würde.

Zuweilen fragte ihn jemand.

„Woran denkst du, Paulat?"

Er antwortete.

„Na, und du — woran denkst du denn?"

Man sagte auch wohl:

„Bist du ein Rindvieh oder eine Rübe?"

Er antwortete:

„Schon gut, alter Hanswurst!"

Sogar er hatte in seinem Leben Abenteuer gehabt! Einmal war er am Place de la Bastille vorbeigekommen. „Seh ich da einen Polizisten . . . also mein Polyp setzt sich in Trab. Ich frage mich: ‚Wo will denn der hin?‘ Ja, was weiß ich, — vielleicht fuhr da gerade seine Elektrische vorbei! Also plötzlich gerät meinem Polypen der Säbel zwischen die Beine. Ist das ulkig, wenn so ein Polyp hinpurzelt.“

„Und die Geschichte mit den Löwen, Paulat?“

Er legte sogleich wieder los.

„Richtig ja, aber das war ja nur ein Traum! Denk dir also, ich schlafe. Keine Ahnung, in welchem Lande sich die Geschichte zuträgt. Ich gehe auf dem Marktplatz spazieren. Plötzlich gerate ich in eine Schar Löwen. Alles bringt sich in Sicherheit. Ich sage mir: ‚Da ist nichts zu wollen — mach's nur wie die andern!‘ Also ich nehme Reißaus. Ich eile in ein Haus, schiebe den Riegel vor und warte nun darauf, daß sich meine Löwen trollen. Da hör ich auf einmal ein Geräusch im Schlüsselloch. Was seh ich — ein Löwe schiebt seine Tatze hindurch — ein ganzes Ende weit!

Ich denke, na — nun wird er den Riegel zurückschieben und hereinkommen. Kannst dir vorstellen, was für 'ne Angst ich ausgestanden habe! Zum Glück wachte ich auf."

Irgend einer rief.

„Bist du nun ein Rindvieh oder eine Rübe oder ein Schafskopf?"

Er stieß dann ein schwerfälliges, dröhnendes Lachen aus, das seinen Wanst schüttelte, darauf weiter in seinen Kopf stieg und aus den Augen wieder herauskugelte. Alles an ihm war ins Wanken geraten. Sonderbarerweise lachte er hauptsächlich mit seinem Kreuz.

Wer brachte doch die Rede auf Gerechtigkeit? Paulats Gerechtigkeitsgefühl war ein ängstlich und sorgfältig abgewogenes.

Morgens kam man so allmählich angesetzt.

„Ah, morgen — Paulat!"

„Morgen, Soundso!"

Die jungen Leute liebten kräftigere Ausdrücke:

„Na, geht's gut, alter Stockfisch?"

„Geht's gut, altes Kalb?"

Du gibst ihm zwei Klapse auf die Schulter, er

gibt dir zwei Klapse auf die Schulter und bemißt ihre Wucht nach denen, die er bekommen hat. Dann hältst du inne, und Paulat beobachtet, Auge in Auge mit dir, erwartungsvoll deine Bewegungen; aber mit zu viel Biedersinn, um sie abzuschätzen oder sich zu decken, ehe du ihm wirklich eins ausgewischt hast . . . Es gab auch ein Spiel, das darin bestand, daß man wie ein Panther mit einem Satze vorsprang, dann aber genau zwei Fingerbreit vor Paulat anhielt.

„Achtung, altes Kalb, jetzt werfe ich mich auf dich. Wirf du dich auf mich."

„Brauche ich ja nicht, du alter Stockfisch, wenn du mich nicht berührst."

Aber doch brachte man ihn manchmal aus seiner Ruhe. Jeder hatte unter seinen Sachen Briefbeschwerer aus Blei; sie beschwerten nichts von Belang; da man sie aber nun einmal hatte, so mußte man sie auch wohl benutzen. Paulat saß ganz nahe. Man nahm also ein Blei, schlich sich zu ihm hin und schlug heftig damit auf seinen Tisch. Nun war er nicht etwa erstaunt darüber; aber er reagierte sofort auf den Lärm, packte bei

dem ersten Angriff sein Blei, stand da, aufrecht und fest und gab Schlag für Schlag wider; und wo er nun doch einmal aus seiner königlichen Ruhe herausgerissen war, brach er auch mit seinem Gerechtigkeitssinn, ließ seine Träumereien fahren und schlug mit erhobener Faust und weit aufgerissenen Augen blindlings drauf los, wie der Stampfhammer in einer Fabrik, wie der Arbeiter am Hammerwerk, wie der Herr und Meister von Tisch und Blei. Dann wußte man nicht mehr, was geschehen würde. Wie ein fauchendes Tier drang er vorwärts, als wollte sich alle Wut aus seinem Körper entladen.

„Paß auf, ich werde dir dein Gesicht zerschlagen."

Da gab's nichts mehr zu lachen. Der Gegner sprang zur Tür hin und rettete sich in ein Nebenbureau, wo er in Sicherheit war.

Im übrigen kam es nicht zu weiteren Ausschreitungen. Bald kehrte Paulat breitspurig, ruhig, tief aufatmend in seinen Winkel, zu seinem Heiligtum, zurück und gab sich da einem Lachen hin, das sein Dasein verschönte und ihm Kopf und Herz erfüllte. Man rief:

„Da seh einer den König der Tiere!“

Er antwortete nicht, und wenn der andere, der Tierbändiger, wie man ihn nannte, in den Käfig zurückkam und mit ausgestreckter Hand auf ihn zuging und ihn ‚Freund‘ nannte, antwortete auch Paulat: — ‚Freund‘.

Eines Tages kam man noch auf einen anderen Ulk. Jemand ging auf ihn zu:

„Paulat, ich will dir die Nase einschlagen.“

Da schien es dann, als ob er aus seiner Haut führe und ein Blitz würde:

„Was, du willst mir die Nase einschlagen? Komm nur ran, mir die Nase einzuschlagen! Ehe du mir die Nase eingeschlagen hast, habe ich dir schon dein Gesicht kurz und klein gehauen.“

Der Störenfried konnte von Glück sagen, wenn er rasch eine Gegenantwort bei der Hand hatte. Gerade hatte er noch Zeit zu sagen:

„Paulat, ich will dir ja gar nicht deine Nase einschlagen.“

Man kannte sich nicht aus mit ihm. Man wußte niemals, ob man den Kürzeren ziehen oder mit heiler Haut davonkommen würde.

„Was machst du denn abends bei dir zu Hause, Paulat? Liest du?“

„Ach, du lieber Gott, mein Alter, ich habe früher wohl mal lesen wollen. Aber, siehst du, in den Zeitungsgeschichten kommen zu viel Leute vor. Ich verstehe ja gar nicht, was sie alle wollen. Und dann, weißt du . . . wenn das alles nicht vor meinen Augen passiert . . .“

„Was machst du denn also?“

„Na, ich sitze so rum. Und dann gibt es immer irgendwo ein paar Nägel einzuschlagen.“

„Gehst du in's Theater?“

„Oh, einmal bin ich hingegangen, als ich Artillerist war. Drei Kameraden hatten mich mitgeschleppt. Man spielte irgend ein Stück. Stelle dir vor, mit einem Mal wache ich auf. Kein Mensch war mehr im Theater. Alles Licht aus. Ganz oben saß ich auf dem Olymp. Die andern hatten sich wohl gesagt: ‚Wir wollen ihm mal einen Schabernack spielen. Wollen ihn schlafen lassen.‘ Ich bin aufgestanden und habe gerufen: ‚Ist da jemand?‘ Dann kam ein Mann mit einer Laterne. So bin ich rausgekommen.

Wieder fragte man ihn:

„Glaubst du an den lieben Gott, Paulat?"

„Nein, aber an die Pfarrer glaube ich."

„Wie, an die Pfarrer?"

„Ja, sieh mal, ich glaube zum Beispiel, daß die Pfarrer machen können, daß ein Gewitter kommt. Einmal — ach, das ist schon lang her — da war mein Vater mit unserem Pfarrer über Land. Es donnerte. Mein Vater fragte: ‚Herr Pfarrer, ist es eigentlich wahr, daß die Pfarrer machen können, daß ein Gewitter kommt?' Da hat der Pfarrer gesagt: ‚Sehen Sie die Wolke da, ja? Na, da drin sind drei Amtsbrüder von mir.' Das ist wirklich wahr."

Des Morgens kam er, richtete sich ohne ein Wort zu sprechen, unverzüglich und ruhig auf seinem Platze ein, wobei er die Fliegen nur in einem Umkreis von etwa fünfundzwanzig Zentimetern aufscheuchte. Niemals beklagte er sich und ließ die anderen leben, wie sie wollten. Einmal bat man ihn:

„Paulat, zeig mir dein Schubfach."

„Nein, das gehört mir, mein Schubfach. Ich brauche dir mein Schubfach nicht zu zeigen."

Aber einmal kommt der Gerechteste zu Fall. Eines Abends vergaß er seine Schlüssel.

„Achtung!“ sagten die anderen. „Paulat hat seine Schlüssel vergessen.“

Da konnte man denn erfahren, was Ordnung, Sparsamkeit und sonstige Grundsätze wert sind. Je nach Umfang, Rang und Art waren da Radiermesser, Bleistifte, Gummis, Federschachteln, kurz die ganzen Schreibutensilien sortiert; Lineale, die nach einer bestimmten Methode hingelegt waren, bildeten eine Reihe von kleinen Feldern; und wie man Äpfel nicht mit Birnen addiert, so konnte eine Serie sich nicht mit den danebenliegenden vermengen. Fünfzehn Jahre Sparens hatten diesen Schatz aufgespeichert; Rechtschaffenheit wie aus den Tagen des goldenen Zeitalters und der Buchstabe des Gesetzes sahen einen daraus an: die Utensilien waren Bureauutensilien, also ließ Paulat sie da und dachte nicht daran, etwas davon mit nach Hause zu nehmen.

An den Sachen, die er täglich benutzte, sparte Paulat aber keineswegs; sein Radiermesser war nicht verrostet, sein Gummi nicht, wie man wohl

sagt, bis auf die Nägel abradiert. Der Federhalter war neu, der Bleistift lang gespitzt; in einem etwas größeren Feld lagen die Gegenstände beisammen, die er jeden Tag brauchte, — wohlgeordnet dicht am Schloß und bequem mit der Hand zu erreichen. Und weil eine volle Federschachtel von außen ganz genau so aussieht, wie eine, die nicht mehr voll ist, so hatte Paulat, um Irrtümer zu vermeiden, auf die angebrochene Schachtel ein Etikett mit der folgenden Aufschrift geklebt:

Federschachtel (im Gebrauch).

Man stahl ihm alle möglichen Dinge; man brachte alles in Unordnung. Am folgenden Morgen fand er seine Schlüssel, untersuchte das Schubfach, ließ aber gegen niemanden etwas verlauten: er wußte, daß einem nur recht geschieht, wenn man für einen Fehler büßen muß.

Nun muß man nicht etwa erwarten, daß Paulat ein guter Beamter war. Die großen Naturkräfte sind unverwendbar, das Fleisch von Walfischen kann man nicht genießen.

Man gab ihm Abschriften zu machen. Das weiße Blatt Papier wurde ihm vor die Nase ge-

legt. Vorerst geschah dann nichts. Die ersten Linien bedeckte er mit einer sauberen achtsamen Handschrift; immer wieder folgte ein Wort dem anderen. Aber bald wendete er das Blatt auf die linke Seite, dann wendete er es auf die rechte Seite, und es erfaßte ihn ein seltsames innerliches Spiel, für das er zweifellos keine Erklärung hätte abgeben können; und das trug ihn weit fort. Er stemmte seine Hände in die Seiten, beobachtete die Tätigkeit seiner Organe und ließ seine Blicke ruhig, einfach und bedachtsam vor sich hingehen. Manchmal schüttelte ihn ein Lachen, von dem sein ganzer Körper erfaßt wurde, und Paulat, der König der Tiere, schüttelte es mit seinen Hüften wieder, ohne ein Geräusch, ohne ein Wort der Erklärung und ganz in der gleichen Haltung, alle viere ausgestreckt.

„Du siehst wohl wieder deinen Polizisten hinschlagen," sagte man.

Wer konnte das wissen. Er antwortete:

„Ja, ja, mein alter Polizist!"

. . . Wieder unterbrach man ihn:

„Hallo, König der Tiere!"

Endlich hatte er eine Antwort gefunden:

„Hallo, Ochsentreiber!“

Das war also Paulat.

Jemand stellte eines Tages folgende Betrachtung an:

„Er ähnelt der Verwaltung.“

Es ist darum unnötig, über diese hier etwas zu sagen.

So verging die Zeit, die Erde drehte sich in ihrer Bahn.

Man hatte nichts von Bedeutung zu sprechen; aber es gibt Menschen, für die, sofern sie nur ihren Mund aufmachen können, sprechen und leben eins ist.

„Du lieber Gott! Man hat mich Aristide Buffières benamst. Da möchte man ja gleich alles verbuffen.“

Dann schwatzte er weiter.

„Ich besuche sie morgens in ihren Bettchen. Sie machen ein Auge auf. Ich sage zu ihnen: ‚Das Auge müßt ihr nicht aufmachen, sondern den Mund.‘ Dann also machen sie den Mund auf. Ihre Zunge faltet sich ein wenig; die weiß wohl, was sie erwartet: ganz hohl liegt sie, damit

sie recht viel fassen kann. Ich rücke ein bißchen näher an sie ran. Ich sage: ‚Und jetzt kommt das Abendmahl.‘ Und ganz zart, zwischen Daumen und Zeigefinger, lege ich ein kleines Zuckerplätzchen auf ihre Zunge.“

Deshalb nannte man ihn Croquignole.*)

Oder er sagte:

„Freundchen, das Fleisch der Weiber . . . du faßt ein Stück, so eine Handvoll. Siehst du . . . so. Du nimmst zum Beispiel ihre Hand. Die Nägel, die Fingerchen; befühlst, drückst sie. Zerbrich sie nicht. Die sind nicht wie deine gemacht. Du betrachtest sie, küßt sie; du sagst zu dir: ‚Hm, das ist Weib.‘ . . . Freundchen, der, welcher die Weiber erfunden hat, hat seine Zeit nicht vergeudet. Eine kenne ich: weißt du, wenn du ein Ochse wärst, würdest du ihre Haare für Stroh halten. Na, wir wollen uns aber nicht darin verwickeln! Und dann die Haut, Freundchen. Du entsinnst dich gewiß noch, als du'n kleiner Kerl warst, wenn deine Mutter dich schickte, Roggenbrot zu holen. Denk mal an die Kruste: da lag so weißes Mehl drauf,

*) croquignole bedeutet Zuckerplätzchen.

daß du dir sagtest: ‚Hol mich der Teufel. Werde wohl 'ne Maulschelle dafür kriegen, aber ich gewinne doch noch dabei; das ist mehr wert als 'ne Maulschelle.‘ Dann fingst du an, das Mehl abzulecken; du fuhrst mit der Zunge drüber hin; erst gingst du über alle kleinen Fugen weg, aber dann fuhrst du auch noch in die rein. So ist ihre Haut, Freundchen. Du leckst sie ab vom Kopf bis zu den Füßen; hast einen Brotgeschmack auf der Zunge. Ich nenne sie Mehlweißchen . . . Und damit ist's noch nicht zu Ende. Du sagst dir: ‚Hm, das ist die Haut, man würde schon davon allein leben können; aber da drunter steckt noch ein Weib.‘“

Er redete; und nicht genug, daß er redete, er machte noch mit zwei kurzen, dicken Händen Bewegungen dazu.

Croquignole war nicht wie andere Menschen. Augen, Nase, Backen, Mund; alles das saß in einem dicken Gesicht, so daß eine eigentümliche Verschmelzung von Fleischmassen dabei herauskam: die starke Nase im Gesicht eingeklemmt, die Augen zu Dreivierteln von Fettpolstern verdeckt, dazu zwei feiste Backen. Von dem Mund ist nichts weiter zu

sagen, als daß Zähne darin waren. Und das war noch nicht der ganze Croquignole. Er hatte noch einen Brustkorb und zwei Arme. Von diesen sagte er:

„Seht mal, seht doch nur mal her, wie wenig sich mit solchen Armen hier anfangen läßt.

Seine Beine hatte er, um damit auf- und abzugehen. Seine Faust war ihm ebenfalls von Nutzen. Er streckte sie gegen das Fenster hin:

„Seht ihr, heut ist es noch geschlossen. Aber nächstens werde ich das Biest entzwei schlagen."

Aber die Menschen wollen mit verschiedenem Maß gemessen sein. Eines Nachmittags machte jemand — Felicien war sein Name — eine Entdeckung. Er löste etwas in einer Ecke los: da konnte man einen ganzen Fensterteil aushaken. Die Luft drang herein, so unvermittelt, so rein und so verschieden von der Luft in dem Bureau da drinnen, daß es fast war, als ob sie sich unter Gezisch mit dieser vermische.

Und überdies war das Fenster nicht einmal entzwei, sondern konnte an jedem Abend wieder eingehakt werden. Felicien sagte:

„So sind die großen Eroberungen. Jetzt gehört die Luft uns. Sie sehen, Croquignole, daß es noch etwas Gescheiteres gibt, als die Dinge zu zerschlagen.“

Croquignole antwortete:

„Weiß schon, Sie denken nach; aber, du großer Gott, mein ganzer Körper ist ja nichts als Fleisch; was soll ich denn damit anfangen; ich kann es doch wahrhaftig nicht zum Denken brauchen.“

Dann schwieg er. Aber das Atmen allein genügte ihm nicht. Wo das Fenster nun einmal offen war, beugte er sich auf die Straße hinaus. Dann schwatzte er wieder weiter:

„Sagt mir doch, wo laufen sie nur alle hin? Da haben wir's ja, sie haben Stiefelchen an. Aber ich habe ja auch Stiefel an, und trotzdem, seht mal her, sitze ich auf diesem Stuhl. Warum habe ich dann überhaupt zwei Füße bekommen? Und bis sechs Uhr muß ich hier sitzen. Arbeite, Croquignole, die Verwaltung verlangt, daß du arbeitest! Du hast nichts zu tun, Croquignole? Die Verwaltung verlangt, daß du hierbleibst, wenn du auch nichts zu tun hast. Großer Gott, kommt denn der

Bulettenverkäufer gar nicht vorbei? Ich will den Chefs vergiftete Buletten vorwerfen, wie man sie den Hunden vorwirft. Und noch dazu ist so schönes Wetter. Die Sonne scheint, da ist auch das Trottoir, und da fährt ein Automobil. Kann man das denn überhaupt leben nennen; ich kann ja nicht mal zählen, wieviel Pferdekräfte es hat. Herr Gott, wie viele Weiber gibt es doch in Paris! Seht nur, aus jeder Türe kommt eine raus! Mindestens zwei auf jedem Trottoirstein. Sie gehen spazieren! Den ganzen Tag können sie nur immer spazieren gehen! Allmächtiger Gott, wenn du aus Croquignole ein Frauenzimmer machen willst, dann schwört dir dieses Frauenzimmer, sich dir zu weihen. Dann macht es sich zur Nonne, und das binnen vierundzwanzig Stunden!"

Man lachte:

„Heiliger Croquignole!"

Er lachte gleichfalls, dann gähnte er. Einen Augenblick später fing er wieder an:

„Es gibt Große, es gibt Kleine, es gibt Mittelgroße. Paulat, König der Tiere, kuck dir bloß die Weiber an!"

Aber Paulat antwortete:

„Warum soll ich sie mir denn ansehen, habe ja gar keine Lust dazu!“

„Was, auch wenn du sie ansiehst, bekommst du keine Lust?“

„Keine Spur! Weißt du, Alter, wenn ich keine Lust auf sie habe, so ist da nichts zu machen, und wenn sie auch noch so viel auf mich einreden würden.“

Croquignole warf die Arme in die Luft:

„Er hat nicht mal ein bißchen Phantasie! Gerechter Gott! In was für 'ne Kiste bin ich geraten!“

Er selbst war fein heraus. Er hatte in der Rue Montrouge ein ganzes Haus mit ‚möblierten‘ Zimmern entdeckt, die alle an ‚Damen‘ aus dem Quartier latin vermietet wurden. Da war er hineingeraten, mit seinem Schwatzen, mit seinem Leben, mit seinen kleinen Diensten. Schon am frühen Morgen erschien er dort, damit sich sein Schicksal erfülle und er zu spät auf das Bureau käme. Das Dienstmädchen machte auf:

„Sind welche da?“

„O ja; einer ist bei Madame Blanche, und einer

bei Madame Marcelle; aber bei Madame Jeanne ist niemand."

„Die Geschäfte gehen wohl nicht gut?"

„Mal so, mal so. Gestern zum Beispiel waren sie alle besetzt."

Heut gerade brauchte man zehn Sous. Man nahm ihn wie einen Freund auf: einmal reagierten sie, ein andermal wieder nicht. Für den ganzen Tag nahm er dann den Duft vom Weibe mit sich. Er hatte einen Vetter, der Stadtreisender in Konfitüren war und allerhand Muster führte. Er nannte sie ‚Croquignoles' und steckte, während er durch alle Zimmer ging, in jeden Mund gleich viel. Man liebte ihn schließlich, denn es war ihnen, als wenn der Herrgott ihnen beim Erwachen einen Bonbon schenkte. Und ihre Art ihm dafür zu danken war, als dankten sie der Vorsehung. Beim Fortgehen dachte er schon an den folgenden Morgen. Im Bureau war ein Telephon; der Vetter war nur des Nachmittags auf seiner Tour. Croquignole rief ihn also an:

„Hallo, hallo, Ernst! Schicke Croquignoles, so schnell wie möglich."

Auch auf der Straße schnitt er gut ab. Wenn er Geld hatte, vertat er es in dem Café auf der rechten Seite, dann in dem auf der linken. Wenn er keins mehr hatte, kehrte er seine beste Laune hervor und lachte. Und weil man doch einen Grund zum Lachen haben muß, so lachte er darüber, daß er alles ausgegeben hatte. Arm sein wurde ein Sport für ihn.

Seitdem er seinen ersten Schritt in die Welt getan hatte, pflegte er seine Stiefelsohlen, wenn sie Löcher hatten, mit Asphalt auszubessern. Es gibt nämlich Leute, deren Stiefel mit der Zeit Löcher bekommen. Croquignole war einer von diesen. Gelegentlich sprach er mit schwungvollen Worten davon:

„In meiner Jugend habe ich mancherlei gelesen. Für zerrissene Stiefel hat man in der französischen Literatur immer sehr wenig Verständnis gehabt. Durch das Loch, sagt man, dringe Wasser ein. Und da steckt der Fehler. Gewiß, durch das Loch dringt Wasser ein. Aber das Wasser ist ja gar nicht der Feind in einem zerrissenen Stiefel. Das Wasser durchnäßt wohl den Fuß, aber es er-

wärmt sich, sobald es mit dem Fuß in Berührung kommt; das Wasser paßt sich der Beschaffenheit, der Temperatur deines Fußes an, und bald spürst du überhaupt nicht mehr, daß du es mit dir herumträgst. Der Feind ist der Kieselstein. Du gehst spazieren und sagst dir: sieh dich vor, da ist eine Pfütze. Du gehst dem Wasser aus dem Wege und trittst auf den Stein. Der Kieselstein aber, lieber Freund, bohrt sich mit seiner Spitze unter eine deiner fünf Zehen. Ist er klein, dann bleibt er da sitzen; ist er etwas größer, dann braucht er nicht mal einzudringen: er läßt auch so ein Andenken an sich zurück. Fünfzig solcher Andenken an einen Kieselstein, und du hast einen schwieligen Fuß. Ich habe immer bedauert, daß Fußsohlen nicht aus Holz sind."

Das Besohlen mit Asphalt ist eine Erscheinung des Großstadtbetriebes. Es wird hauptsächlich in belebten Straßen vorgenommen und zwar in der Zeit, wenn der Asphalt ausgebessert wird. Der Asphalt ist schwarz, er ist heiß, er ist flüssig. Dann ist der Moment gekommen, wo du ihm deine Stiefelsohle aufdrücken mußt. Keine Angst, du ver-

brennst dich wohl etwas . . . aber schon ist es geschehen. Nun nimmst du dein Messer und schneidest rings um den Stiefel herum die Masse, die übersteht, ab; und dann kannst du unter Menschen gehen und brauchst keine Furcht vor den Steinen zu haben, die sie haben fallen lassen. Sage nicht: eine Asphaltsohle ist hart, eine Asphaltsohle ist unbiegsam. Keine Spur! Die Fußtemperatur erhält den Asphalt in dem gleichen Grade von Geschmeidigkeit, wie ihn deine Muskeln, deine Sehnen besitzen. Nicht nur Leder ist elastisch! Und Asphaltsohlen halten acht Tage!

Niemals fragte sich einer, was später aus Croquignole werden würde. Man war froh, daß er da war; man sah ihn, man lachte, man sagte zu ihm:

„Du mußt uns nie verlassen, Alter. Auf den anderen Bureaus haben sie nicht einen, der dir gleichkommt.“

Man verlor keines seiner Worte, man hörte auf zu arbeiten, man setzte sich an seinen Tisch; man profitierte von seinen Reden, wie man von einer Mahlzeit profitiert.

Aber vor allem hatte Felicien von der Nachbarschaft Croquignoles Gewinn.

Felicien hieß Felicien Teyssèdre. Er stützte sich auf einen Stock und hatte einen etwas schleppenden Gang. Da er oft krank gewesen war, hatte er sich das Grübeln angewöhnt. Er setzte einen Fuß langsam vor den anderen, neigte dazu den Kopf ein wenig und war stets von seinem Ideal begleitet: er legte Wert darauf, dieses immer mit sich zu führen. Manch einer, der ihn sah, wurde an das Jahr 1848 und die Revolution erinnert.

Der junge Arbeiter ernährte seine Mutter; er war Buchdrucker gewesen und hatte viel gelesen. Er antwortete in der Werkstatt nur, wenn man ihn fragte. Er hatte seine Kameraden, hatte die Frauen, die Kinder, die Straße gesehen und jenes Brot von 1848 gegessen, als es schon knapp wurde. Er hatte die Reichen gesehen und wollte von ihnen nicht mehr regiert werden: wußte er doch Dinge, die sie nicht wußten! Er mußte an all das denken, an diesem ersten Abend der Revolution, am Fuße der Barrikaden. Er war nicht berauscht, er war nicht in

wilder Wut. Die Flinte in seiner Hand erschien ihm wie ein fremdes wunderliches Ding; er blieb aber an seinem Platze und überwachte seine Gedanken mehr als gewöhnlich. Und als einer von den Kämpfern, ein Hitzkopf, in endlosem Wortschwall immer wieder die Republik und allgemeine Gleichheit forderte, erwiderte er mit einer Stimme, neben der jede andere stillschwieg: „Recht so, Kamerad, die müssen wir haben."

Man kam auf solche Gedanken, wenn man Felicien sah. Wenn er nicht im Bureau war, so dachte man an ihn; und wenn er sich morgens manchmal verspätete, wurde immer von irgend einer Seite gefragt: „Ob denn Felicien heute nicht kommt?"

Sein Gesicht war blaß, auffallend blaß, und darum schien er nicht wie alle Welt zu sein. Man liebte ihn, weil man ihn heut noch hatte, und weil man nicht wußte, ob er auch morgen noch da sein würde. Er hatte zwei blaue Augen, zwei Elsässeraugen, zwei germanische Augen, Augen aus dem Lande des Ernstes und der Gründlichkeit. Manchmal sieht er dich an, aber sein Blick

tut dir nicht weh, du denkst: ‚Felicien sieht dich ja an. Sicherlich ist in mir etwas, was die Menschen bis jetzt sehr zu Unrecht eingeschätzt und verurteilt haben; aber er soll es nur ruhig sehen, denn er wird Verständnis dafür haben.‘

Man nannte ihn ‚das vollkommene Gleichgewicht‘; er lachte darüber mit einem gesunden Lachen, und man wußte ihm Dank für seine schönen Zähne. Er trug einen blonden Vollbart, der unverschnitten und im Oval sein Gesicht umrahmte. Man brauchte keine Frau zu sein, damit man ihn, den Kranken, liebte, damit man seine Güte liebte, damit man Lust bekam, ihm mit beiden Händen über die Backen zu streichen. Er sitzt neben dir, du betrachtest ihn und denkst bei dir: er hat alle die Eigenschaften, die du nicht besitzest. Und damit der Unterschied zwischen ihm und den andern noch größer würde, damit er ganz und gar das Aussehen eines Weisen bekäme, war er, der Zweiunddreißigjährige, kahlköpfig.

Er spricht. Bald sagt er: ja; bald sagt er: nein. Er sagt das, weil gerade das gesagt werden muß, und jedes Wort hatte teil an der Folge-

richtigkeit seines Denkens. Manchmal war man gerade beschäftigt, wenn er sprach, und hörte ihm nicht zu. Man ließ ihn dann ruhig ausreden, um ihn nicht zu unterbrechen; und erst, wenn er zu Ende war, hielt man in seiner Beschäftigung inne und fragte ihn: „Was sagten Sie, Felicien?“

Es war eine Freude, mit ihm bekannt zu sein; stets hatte sich für die, die in seiner Nähe lebten, etwas zugetragen; wenn er davon erzählte, so war das, was sich für die Betreffenden zugetragen hatte, allerdings noch ein wenig anders als das, was man hätte glauben mögen. Er strahlte dann über das ganze Gesicht und reckte sich bis zu seinem Nachbarn hin aus. Croquignole sagte:

„Sie brauchen mindestens drei Quadratmeter mehr als alle anderen.“

Folgendes passierte zum Beispiel Croquignole. Die Geschichte war sehr einfach: Felicien hatte viele Freunde. Weil er ein Herz besaß, das fähig war, die Menschen zu verstehen, so näherten sie sich ihm. Unter anderen hatte er einen Freund, der Croquignole gekannt hatte. Es ist immer die gleiche Art von Menschen, die einen Freund hat,

der sie unterrichtet. Wenn man ihm darüber Komplimente machte, so pflegte er zu antworten:

„Ich selbst tue ja nichts. Ich bin ja eigentlich schwach. Ich weiß nur, was die anderen tun."

Man hätte ihn etwa als den Menschen definieren können, in dessen Nähe jeder seine beste Tat zustande gebracht hat.

Das Geschehnis, das Croquignole anbetraf, ist ein wenig kompliziert, aber Felicien war darüber so glücklich, daß es erzählt werden muß. Also:

Vor zehn Jahren war Croquignole sechzehn Jahre alt gewesen; er besuchte zu jener Zeit das Gymnasium, wo er sich vor allem damit beschäftigte, mit den Händen und Füßen zu spielen. Sein Vater war Arzt und lebte auf dem Lande. Während der Ferien nahm der Vater den Sohn eines Tages, als er einen Krankenbesuch zu machen hatte, in seinem Wagen mit sich. Er fuhr im Schritt, stieß mit dem Wagen an einen Stein und beide wurden sie hin und hergeschleudert:

„Du siehst, Aristide," sagte der Vater; „ich bin nicht mehr der, der ich früher war. Mein Kopf ist noch in Ordnung; aber mein Herz, meine Bei-

ne! . . . Du hast keinen Ernst, Aristide! Ich habe dich zwar aufs Gymnasium getan, aber ich werde dir kein Vermögen hinterlassen. Und im letzten Vierteljahr hast du wieder ein schlechtes Zeugnis bekommen. Du bist der Älteste von deinen Brüdern. Merke dir, was ich dir sage: du gibst ihnen kein gutes Beispiel!"

Dann kehrten sie am Abend heim, stillschweigend und mit schwerem Herzen.

Und drei Monate später — es war an einem Nachmittag um fünf Uhr nach der Freistunde im Collège — war der Vater gestorben. Ein Telegramm war eingetroffen; der Direktor selber hatte es geöffnet.

Tränen zählen nicht; aber es schien, als wenn der Vater sein ganzes Leben lang so gesprochen hätte: ‚Merke dir, was ich dir sage: du gibst kein gutes Beispiel.'

Acht Tage nach dem Trauerfall und den Feierlichkeiten fand sich Croquignole wieder in der Schule ein. Er erzählte nichts von seinem Erlebnis, aber jetzt gehorchte sein Kopf nicht mehr den Beinen, sondern seine Beine gehorchten seinem Kopf. Er

setzte das eine eng neben das andere und legte seine Hände an die beiden Schläfen. Die Finger preßte er fest gegen die Stirn, damit nichts von dem, was seine Augen in den Büchern lasen, daraus entwischen könnte. Oft kam es ihm schlimm an; seine Hände blieben, wo sie waren, aber seine Augen schweiften bisweilen ab.

Am Jahresschluß erhielt er zwei Preise: den Preis für Naturgeschichte und den für Geschichte und Geographie. Er wurde auf das Podium gerufen, er stieg hinauf, nahm die beiden Bücher in Empfang und sah sie an; aber dann brach er mit einem Male in einen solchen Strom von Tränen aus, als ob er zerfließen wollte, so daß der Direktor zwei größere Schüler heranrufen mußte, um ihm wieder herunterzuhelfen.

Der Vater war tot; er war doch ein wenig spät zu seinen Preisen gekommen!

Dies hatte Felicien erfahren. Er war sehr vorsichtig. Er wartete bis sechs Uhr und sagte dann:

„Buffières, wir wollen zusammen fortgehen. Ich habe so 'ne Idee; ich möchte Ihnen einen Aperitif anbieten."

„Sapperment," sagte Croquignole; „das ist nett von Ihnen!"

Sie gingen ins Café, setzten sich, aber sprachen dann nichts. Ihre Gläser standen vor ihnen. Sie saßen an einem Marmortisch, sie hatten eine freie Stunde, sie hatten Tabak, wie man ihn außerhalb des Bureaus an irgend einem behaglichen Ort raucht: vor allem aber hatte Felicien die Vorstellung, daß man reden müsse, daß man aber bislang geschwiegen habe. Er nahm also einen Anlauf:

„Sehen Sie, als ich auf die Welt kam, war ich sehr schwächlich. Von meinem achtzehnten Jahre an habe ich mir einen Grundsatz wählen müssen. Ich mache kein Geheimnis daraus; also, da ist er: ‚Hüte dich, vom Leben mehr zu nehmen, als du vertragen kannst.' Bis zu meinem fünfundzwanzigsten Jahre hat mich das weiter nicht bedrückt, weil ich mir eine Existenz zu schaffen hatte. Aber jetzt, wo ich Sie ansehe, Herr Buffières, jetzt bedrückt es mich, und darum habe ich mit Ihnen einmal reden wollen."

„Ich sehe schon, worauf Sie hinauswollen. Sie wollen mir eine Moralpredigt halten. Und

da haben Sie verdammt recht: das werden Sie nie genug tun können."

Felicien war zu sehr in der Fahrt, um mit seiner Rede einhalten zu können. Er fuhr fort:

„Damit die Zeit nun nicht über mich hingehe, ohne eine Spur zu hinterlassen und damit ich die Empfindung hätte, ihr doch etwas genommen zu haben, ehe sie verflogen ist, habe ich geheiratet. Sie kennen meine Kinder nicht: sie sind schöner als alle anderen. Ich weiß, man glaubt immer, daß die eigenen Kinder schöner seien, als alle anderen: aber ich behaupte das so bestimmt, wenn ich von ihnen spreche, weil mich das erhebt; und weil ich nichts habe als sie allein. — Und nun möchte ich Ihnen gern etwas über unser Bureau sagen. Sie werden meinen, daß ich Phrasen mache. Du lieber Gott, die Sache ist wichtig, da kann man wohl auch mal darüber sprechen. — Es gibt Menschen, die haben nach Venedig, nach Toledo reisen und viel nachdenken müssen, um ihre Seele zu finden. Herr Buffières, meine Seele ist von ganz allein gekommen, mit meinem täglichen Brot zusammen. Ich habe immer geglaubt, daß die Menschen dadurch gerettet

würden, daß sie sich ihr tägliches Brot verdienen müssen. Man sagt sich: ‚Ich bin da, und um mich herum sind Millionen von Menschen wie ich, bis nach China hin, die ihre Arbeiten verrichten.‘ Herr Buffières, ich habe einsehen gelernt, welchen Nutzen so ein Bureau hat. Ich bin im Bureau zwischen Ihnen, ich arbeite, ich tue meine Pflicht, ich bin einer unter vielen; ich habe teil an der großen mühevollen Arbeit der Menschheit. Nun passen Sie aber auf, Sie werden lachen: Eines Tages ist mir klar geworden, daß bei uns die Arbeit nicht ihren Lohn findet. Ich habe die Wagschale der Gerechtigkeit geprüft und habe mich entschlossen, — weil der schlechte Beamte ebenso sein Teil bekam wie ich, ja bisweilen sogar noch mehr — angesichts dessen habe ich mich also entschlossen, der Trägheit nachzugeben, wenn sie über mich kommen sollte. Ich habe es nicht gekonnt! Ich mußte ehrlich mein tägliches Brot verdienen.“

„Ja, das ist wahr,“ sagte Croquignole. „Sie haben sich ein hübsches Leben zurechtgezimmert. Ich habe es Ihnen niemals gesagt, weil ich nicht geschickt mit Worten bin, weil ich keine großen Ge-

schichten zu erzählen verstehe; ich kann Ihnen aber schwören, daß ich es wohl bemerkt habe."

„Nun also, Herr Buffières, wissen Sie, was ich in diesem Augenblick tue? Ich sitze Ihnen gegenüber und bemerke, daß sogar Ihre Gestalt der meinen überlegen ist. Sie haben gehört, was ich gesagt habe, und haben sicher geglaubt, daß ich gerade meinen Tag habe, wo der Mensch seine guten Eigenschaften anstaunt. Sie haben sicherlich geglaubt, daß ich mir das Wort geredet habe. Nein, Herr Buffières, Ihnen rede ich das Wort. Fast könnte ich sagen, daß ich mir eine Verteidigungsrede gegen Sie halte. Ich rede, um mir selbst zu beweisen, daß, obgleich Sie mehr zählen als ich, ich doch auch in der Welt mitzähle. Sie können sich nicht sehen, aber ich habe den Eindruck, als ob jedes Ihrer Organe wie ein selbständiges Geschöpf mir gegenüber sitze, und sich zu behaupten wisse. Und von mir habe ich das Gefühl, als ob da eine ganze Menge von Organen wären, die kraftlos sind. Nun zähle ich die andern und prüfe sie. Sie nehmen keinen großen Platz ein. Und Sie anblickend, sage ich mir: Ja, das ist das wahre

Aussehen eines Menschen! Und dann wende ich mich wieder zu mir zurück und frage mich, was ich denn für eine Figur in der Welt mache. Sie haben sicher geglaubt, daß ich mich rühmen wollte; nein, Herr Buffières, ich zähle mir nur kurz die Gründe dafür auf, die mich zum Leben berechtigen."

Erst nach längerem Schweigen fuhr Felicien wieder fort:

„Hören Sie, ich sehe nicht ein, warum ich nicht darüber sprechen sollte. Eines Tages ist Ihr Vater gestorben; und Sie waren sechzehn Jahre alt. Wie heute rann das Blut in Ihren Adern und suchte sich überall Bahn zu brechen. Die Hände Ihrer Erzieher konnten es in seinem wilden Dahinströmen nicht hemmen. Herr Buffières, ein paar Worte haben genügt: Ihr Vater sagte ein paar Worte zu Ihnen, um Sie zum Lernen zu bringen: und sogar noch in diesen paar Worten liebten Sie Ihren Vater. Da haben Sie sich ans Lernen gemacht; da haben Sie mit einem einzigen Schlage Ihr Blut, dem es immerhin recht schwer ankam, sich Ihrem Willen zu fügen, untergekriegt."

„Ja," sagte Croquignole, „ich war früher mal ein infamer Bengel."

„Ich glaubte nun, Sie zu kennen. Ich sagte mir: Das ist Croquignole, ein Zuckerplätzchen, kurz irgend etwas Gutes, das glatt in den Bauch runtergeht. Ich bewunderte Sie. Ich wußte, daß das Leben, wenn es einmal in Ihnen drin ist, nicht mehr heraus kann und die Führung über Sie nimmt. Aber die Gefühlswelt betrachtete ich als mein Bereich. Und da glaubte ich doch noch vor Ihnen eine gute Figur abzugeben. Herr Buffières, auch ich habe, wie alle Leute, die einsam sind, das Bedürfnis, groß zu sein. Und darum leide ich heute, wahrhaftig. Sie haben mir den Beinamen ‚das vollkommne Gleichgewicht' gegeben; und nun sehen Sie, daß die Balance nicht stimmt. Ich hielt Ihnen eine Rede und legte Nachdruck auf alle meine Gründe, damit sie das Gewicht der Ihrigen erreichen sollten. Mein armes Leben bedeutet recht wenig gegenüber dem Ihrigen, das sich über die ganze Welt ausbreitet. Sie sind ein ganzer Mann. Ihr Edelmut, Ihre Güte sind ebenso groß wie die meine; bei Ihnen sind aber noch eine

Menge Eigenschaften vorhanden, die ich nicht besitze."

Darauf schwiegen beide. Es scheint, als sei der Mensch nicht so beschaffen, daß er auf gewisse Reden antworten könne, oder als wäre sein Geist nicht imstande, gegen das Schweigen anzukämpfen. Diese beiden hatten sogar Angst davor, daß ihre Bewegungen etwas ausdrücken könnten, und ihre beiden Hände, die auf dem Tisch lagen, weil er nun einmal da stand, waren schwer wie ein Gegenstand, der herunterfällt, sobald man ihm seine Stütze entzieht. Sie sagten Dinge wie diese: ‚Aperitive scheinen nicht immer gerade den Appetit anzuregen; am besten wäre noch (man müßte sich allerdings daran gewöhnen) ein gewöhnliches Glas Bier, weil es doch wenigstens den Durst löscht. Und dann kann man auch gut dazu rauchen.'

Da sprach Felicien nicht: nein, man muß vielmehr sagen, er rief laut:

„Herr Buffières! . . . Sie sind mir nicht böse, weil ich Ihnen dies gesagt habe?"

Und der andere antwortete:

„Was mich wundert ist nur, daß ich immer geglaubt habe, ich müßte mich von Grund auf ändern.“

Und dann sagte er plötzlich:

„Hören Sie, Herr Felicien, Sie haben recht: ich liebe alles und achte nichts, aber trotz alledem: Sie achte ich!“

Alles geht einmal vorüber, schließlich trennten sich die beiden, und es gab einen folgenden Morgen.

An diesem Morgen schrieb Felicien etwas auf ein Stück Papier, steckte dann dieses Papier in ein Kuvert und gab das Ganze Croquignole hinüber. Er hatte Folgendes darauf geschrieben:

Es langweilt mich, daß Sie Achtung für mich haben. Wir kennen uns nun lange genug. Ist es Ihnen recht, daß wir uns duzen?

F. Teyssèdre.

Keiner von seinen Kollegen duzte Felicien.

Derart waren Paulat, Croquignole und Felicien; und noch ein vierter Kollege war in dem Bureau, der Claude Buy hieß. Aber nicht nur Menschen gab es da, es gab auch noch die Zeit.

Des Morgens verging die Zeit ziemlich schnell, weil man sich bis zwölf Uhr nur von den Stunden tragen zu lassen brauchte; dann kam die Frühstücksstunde; man ging hinaus, man ging auf die Straße hinunter und alles das stellte fast schon ein Erlebnis vor.

Aber dann kommt der Nachmittag. Die Zeit macht ihre Gegenwart fühlbar. Es ist zwei Uhr. Und mit einem Male geschieht nichts mehr: die Zeit hält inne und klammert sich an dich. Man bewegt ein Glied, man seufzt; man bewegt mehrmals ein Glied, man seufzt mehrmals, und, weil man weiß, daß auch Gedanken über die Zeit hinweghelfen, so verlegt man sich aufs Denken. Man sagt sich: ‚Ein Gedanke dauert etwa eine Minute und in einer Stunde gibt es ja nur sechzig Minuten. Wenn diese eine Minute nun vergangen ist, so kann es den anderen Minuten gewiß nicht schwer werden, ihr nachzufolgen.‘ Man geht sogar so weit, daß man sich von seinem Platze erhebt, daß man ein paar Schritte macht, so . . . ganz bedächtig . . . um zwei Augenblicke da hinten an der Kaminecke zu ergattern. Man

geht zu seinem Nebenmann hin, neigt sich über seine Schulter; und bis du wieder weitergehst, hat er Zeit gehabt, zwei Zeilen zu schreiben. Dann gehst du nach dem Fenster hin. Ganz gewiß interessieren dich die Vorübergehenden nicht. Sie durchqueren dein Gesichtsfeld mit Paketen, mit Gesten, mit Schritten, die man zählt; und du hast ein eigentümliches Gefühl dabei: einige sind darunter, die sich abhasten: die Zeit ist also fortgeschritten, weil sie sich verspätet haben.

Und nun wirst du deine Belohnung erhalten. Du hast eine gute Uhr in der Tasche mit Sekundenzeiger, der die Zeit daran zu mahnen scheint, daß sie sich eilen muß. Kann man wohl sagen, daß du erstaunt bist? . . . Nein, denn du wußtest schon vorher, daß das Glück dir nicht hold sein würde:

Erst fünf Minuten sind verstrichen! . . .

Dann tauchst du ganz und gar in den Nachmittag unter, setzt dich auf deinen Stuhl und, gehalten, getragen von der großen Unbeweglichkeit, bleibst du so da, mit deinem winzigen Menschenleben, dessen die Zeit spottet. Bald gähnst du; bald schreibst du eine Zeile; bald bewegst du dei-

nen Kopf hin und her; bald fällt ein Gegenstand hin mit einem trockenen harten Klange, der keine Vibrationen hat und nicht erst allmählich wieder erstirbt. Aller Kampf hört auf: die Ewigkeit ergreift Besitz von dir.

Jetzt weißt du nicht mehr, an welchem Ort du dich befindest, noch was für eine Haltung du einnimmst. Ohne Freunde, ohne irgend welchen Anhang, ohne Hoffnung, wie ein Weltkörper, der frei im Äther schwebt und sich um sich selbst dreht, bist du nur noch schwach davon überzeugt, daß du lebst; vielmehr scheint es, als ob ein riesengroßes Tier, das dich trägt, sein Leben auf dich ausgedehnt habe. Und wenn in dem unendlichen Raum Gottes, unter den Gestirnen und auf der Erde jemand, der deinen Namen hat, existiert, so ist es ziemlich ohne Belang, ob du das bist oder ein anderer, da ja doch schließlich irgend einer an dem Platz sitzen muß, den du einnimmst.

Und was wünschest du nicht alles gegen die Langeweile herbei! Mit einer kraftlosen Bewegung, die die Zeit nicht besiegen kann, schreibst du ein Stückchen. Aber zu was taugt eine Arbeit, die dich nicht

vorwärts bringt in der Welt! Dann entsinnst du dich, daß es einmal bei dem Tode eines Präsidenten eine Skandalgeschichte gegeben hat, und daß man davon den ganzen Abend gesprochen hatte. Du erinnerst dich an den Sturz der Ministerien, dann, daß Frankreich sich in einem solchen Grade verändert hat, daß es notwendig ist, sich darüber zu unterhalten. Du denkst auch an die großen Pariser Katastrophen, wo auch du unter den Toten hättest sein können. Ach, und was nicht noch alles: wenn es einem nur ein wenig Bewegung brachte; wenn man nur spürte, daß man sich rührte und daß die Zeit vorwärts ging! Man nennt den Ort, an dem du dich befindest, ein Bureau! Es gab eine Zeit, wo du dachtest, daß es dir gut ginge und du nun ruhige Tage habest; wo du glücklich warst, fest angestellt zu sein und ein sicheres Brot zu haben. Du freutest dich, es endlich soweit gebracht zu haben. Fühlst du jetzt nicht, wie mühselig du dir dein tägliches Brot erwerben mußt? Wenn die Zeit viele Stunden später es endlich müde geworden ist, dich länger warten zu lassen, wenn sie sechs Uhr herangebracht und dich

von dem Bureau erlöst hat, gehst du auf die Straße hinunter, ganz zermürbt durch ihre Angriffe und mit einem Kopf, der brummt wie jene leeren Muscheln, die immer und immer wieder von dem Rollen der Fluten erzählen.

Zu dieser Zeit saß der vierte Kollege an seinem Tisch in der Ecke. Obgleich er gar nichts sprach, beobachtete man ihn doch, man blickte zu ihm hinüber, weil jeder das Bedürfnis hat, sich seinen Nachbarn anzusehen. Schließlich hatte man eine Erklärung für sein Stillschweigen gefunden: „Sie sehen so aus, als ob Sie sich langweilen," sagte man zu ihm. Er bewegte den Kopf, ohne zu widersprechen. Sein Bart war schwarz, hart, lag dicht an den Backen an und ließ an Lasttiere denken, deren Haut sich mit Haaren bedecken mußte, damit sie nicht von den Lasten zerrissen würde. Es gibt Männer, deren Bart sich ausbreitet; ein Bart, der sie bedeutender aussehend macht als andere Männer, weil durch ihn ihre Erscheinung stattlicher wird. Bei ihm schien es vielmehr, als ob der Bart ihn verberge.

Des Morgens kam er an, arbeitete still für sich hin, bis er nichts mehr zu tun hatte; dann zog er

sich, ohne ein Wort zu sagen, in seinen Bart zurück. Dieser war übrigens so kompakt, daß man hätte sagen können, er wüchse mit seinen Wurzeln unmittelbar aus den Knochen der Kinnladen heraus. — Er liebte das Holz, schnitt daran mit seinem Federmesser herum und amüsierte sich damit, die Anfangsbuchstaben seines Namens in beide Enden seiner Lineale einzuschnitzen. Und immer schwieg er.

Man meinte, er wäre so, weil er ein friedliebendes Naturell habe. So fragte man ihn also nicht einmal mehr. Aber eines Tages, als man gerade kein Wort von ihm erwartete, da sprach er. An diesem Tage war nichts passiert.

Er hieß Claude Buy. Feliciens Augen ruhten voll auf ihm. Claude Buy hielt die seinen irgend wohin gerichtet, wo sein Blick haften geblieben war. Und gleich, als sie sich zum ersten Male kreuzten, begann er:

„Sie sehen, wie es mit uns steht. Wir stützen die Ellenbogen auf den Tisch. Die, die arbeiten, rauchen dabei. Dann ruhen sie sich wieder aus. Wir haben unser Brot, wie wir es nur wünschen können. Wir brauchen uns nur in ein Restaurant

zu setzen, um unseren Hunger unterzukriegen. Nur noch den Mund müssen wir aufmachen. Ich habe alles. Ich brauche nicht einmal mehr für den kommenden Tag zu sorgen: ich bezahle meine Pension und mein Zimmer am Ende des Monats. Ich will nicht hinterm Berge halten: das ist es, was mich traurig macht. Wissen Sie, was ich mir sage? Ich sage mir: ‚Das Leben ist nicht dazu da, daß es so einschläft. Es hat schon andere Saiten dir gegenüber aufgezogen.‘ Ich bin, wissen Sie, nachdem ich meine Studien beendigt hatte, anderthalb Jahr ohne Stellung geblieben. Ich war damals noch recht naiv. Auf Grund meiner Kenntnisse erwartete ich bei meinen Bewerbungen um freie Stellen jeden, aber auch jeden Tag eine zu bekommen. Ich sorgte mich gar nicht mehr, sondern war voller Hoffnung. Aber die Stelle hat so lange auf sich warten lassen, daß ich seitdem gar nicht wieder verlernt habe, mich zu sorgen. Es ist mir sehr schwer geworden, in das Bureau hier zu kommen. Sie kennen gewiß auch Menschen, die von ihren Renten leben. Ich, wissen Sie, betrachte sie, denke über sie nach und sage mir: ‚Das ist ja gar nicht

möglich. Es ist nicht möglich, daß es Menschen gibt, die leben, um nichts zu tun.' Ich beneide sie nicht etwa, ich bilde mir sogar ein, daß mich der Augenschein trügt. Es gibt einen Spruch: ‚Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.' Ich glaube fest an die Wahrheit dieses Wortes. Mein Vater und meine Mutter arbeiteten mit Einsatz ihrer ganzen Kräfte, und ich habe immer gefunden, daß sich das so gehöre. Ich aber, ich schlafe ein, ich lasse mich vom Leben treiben, ich sitze hier neben Ihnen. Sie sehen, ich habe sogar Zeit zum Philosophieren. Was denn also! Was haben wir mit dem Fluch der Arbeit zu tun? Soll ich es Ihnen sagen? Gott behält sich etwas vor. Er hat das letzte Wort, er schläfert die Menschen nicht so ein, ohne seinen Zweck dabei zu verfolgen. Ich habe Angst. Das Wohlleben dauert schon sehr lange. Schon seit langem arbeiten wir nicht so, wie wir es müßten. Sie werden sehen: es wird uns etwas zustoßen."

Zweites Kapitel

Zu jener Zeit gab es in Paris Dachstübchen. Gewiß, sie lagen recht hoch, aber schließlich gelang es einem doch, hinaufzukommen. Stand man unten vor dem Hause, auf dem Trottoir, so war da eine verschlossene Tür: man zog also an der Klingel, deren Griff die Form einer Zunge hatte. Sorgfältig zog man die Tür hinter sich zu und stieg die Treppe hinauf. Diese war anfangs mit einem schönen roten Teppich belegt; aber er war nicht nur einfach rot. Wenn man in Dachstuben wohnt, kennt man sich gar nicht aus mit dem Luxus; über diesen Teppichgrund schlängelten sich nämlich noch eingewebte rosenfarbene Arabesken; die gaben der Treppe eine geheimnisvolle Vornehmheit und ein eigenartiges Leben, so als hätte sie sie aus eigener Kraft hervorgebracht. Du stellst dir Leute vor, die dich zum ersten Male be-

suchen. Auf den ersten beiden Etagen werden sie sich sagen: ‚Ah, sie muß reich sein, sie wohnt in einem Hause, wo die Treppe mit einem Läufer belegt ist.‘

An jedem Treppenabsatz fiel das Tageslicht durch hohe bunte Glasfenster ein. Es hatte jenen sanften Schein, wie man ihn von gut gehaltenen Häusern her kennt. Und auf der durchlässigen Scheibe erschienen, in noch schöneren Farben, als sie sie in Wirklichkeit hatten, die Blumen, die sich besonders zum Dekorieren eignen. Man erkannte sie nicht gleich auf den ersten Blick, und das gerade war reizvoll, weil man erst ihre Art und ihren Namen herausbekommen mußte. Aber bald wußte man, daß es Lilien, Pfingstrosen oder Hortensien waren.

Die Entreetüren an den ‚Bel-Etagen‘, an denen man vorbeikommt, sind schön, und, wie man es in Büchern liest: ‚Es war eine eichene Flügeltür‘, so waren auch diese Türen eichene Flügeltüren. Doch man war so wenig bewandert in den ‚Bel-Etagenwohnungen‘, daß man gar nicht erst darüber nachdachte, was etwa hinter den Türen sein könne.

Vom dritten Stockwerk an war der Läufer nicht mehr derselbe. Gewiß, man stieg noch weiter eine mit einem Läufer belegte Treppe hinauf, und das trifft man nicht überall an; vergoldete Stangen und Ringe hielten auch diesen Läufer noch an den Stufen fest und gaben ihm ein vornehmes Aussehen; aber mit einem Male wurde er grau, und man warf ihm nur noch einen flüchtigen Blick zu, wie den Stellen, wohin man seinen Fuß setzen will. Man stieg weiter hinauf; die Leute vom vierten und fünften Stockwerk waren noch nicht Leute von deiner Art; man hatte aber jedenfalls nicht mehr die eichenen Flügeltüren vor Augen, die so schwer waren, daß du nach ihnen das Gewicht der Reichen einschätzen konntest. Und man empfand bereits ein gewisses kameradschaftliches Gefühl für die einflügeligen Türen, man entdeckte eine Milchflasche auf der Schwelle in der Ecke, man betrachtete sie wie etwas Vertrautes, es schien, als hätte sie dir gehören können. Man war schon beinahe bei sich zu Hause. Von der fünften Etage an konnte man schon mit Leuten aus dem Volk rechnen, und darum hatte man von dort ab sich den Läufer geschenkt.

Eine heimatliche Luft dringt in dicken Wellen zu dir hin; und während du von Stufe zu Stufe aufwärtssteigst, verdoppelst du deine Kraft, um so rasch wie möglich die letzte zu erreichen. Und da oben dehnt sich dann ein langer Korridor mit vielen, vielen Türen aus; du entdeckst die deine, steckst den Schlüssel ins Loch, schließt sie auf, betrittst dein Zimmer und fühlst dich sofort heimisch.

Die sechste Etage ist die höchst gelegene; du mußtest eine Kraftanstrengung machen, um die Treppe zu erklimmen; es war, als hättest du etwas Verdienstvolles getan, wenn du bei dir angelangt warst.

Da lebte einmal ein junges Mädchen. Wenn man zu ihr von ihrer Dachstube sprach, so pflegte sie zu antworten:

„Aber nein doch, das ist keine Dachstube, das ist ein Zimmer."

Übrigens hatte das Dach schon dafür gesorgt, die Frage zu entscheiden; es fiel auf die eine Wand zu beiden Seiten des Fensters schräg herab und machte so das Zimmer zu einer Mansarde; es unterbrach die gerade Linie der Decke, damit dem

Armen wieder einmal fühlbar gemacht werde, daß über seinem Kopf nichts eben sein kann. Das junge Mädchen hatte aber dennoch recht; denn in solchem Fall ist es schon besser, so zu tun, als sieht man das alles nicht.

Es war ein helles Zimmer: das Tageslicht drang durch das Fenster ein wie ein weißer Arm. Und außer dem Tageslicht war in dem Zimmer ein sehr schmales Klappbett, das noch viel Raum für andere Sachen übrig ließ. Es war grau, niedrig und mit einer Art Gardine bedeckt; um es möglichst aus dem Wege zu räumen, hatte man es in eine Ecke gestellt. Es ist auch besser, der Schlafgelegenheit nicht zu viel Wichtigkeit beizumessen. Es gibt Zimmer, in deren Mitte als Hauptmöbel ein breites Bett steht, das einen alles, was sonst noch da ist, vergessen und an den Leib eines Frauenzimmers, das kein gutes Leben führt, denken läßt. Zwei Tische und zwei Stühle waren noch darin, aber sie waren ganz klein. Auch eine Nähmaschine war da, auf die die Nachbarschaft von unten etwas ärgerlich war. Hätte die Nähmaschine nicht dagestanden, so hätte man vom Fenster aus etwas sehr

Schönes gesehen: man würde eine weite Aussicht gehabt haben.

Vielleicht gibt es Aussichten, die man nicht liebt. Diese hier umfaßte einen Friedhof.

Der Friedhof Montparnasse ist viel schöner, als alle anderen; mit seinen Bäumen, seinen Alleen, dem Schweigen, den großen, weißen Wolken, die man in ihrer ganzen Masse sich weiten sieht; mit der Luft, die sich über ihm bewegt, weil Platz dafür da ist; mit den weißen Grabsteinen; mit der Ruhe, die man sich von einer Landschaft wünscht, damit sie dich in deinen Gedanken nicht störe; mit den Vögeln, die nichts beunruhigt, die singen und von denen man sagen könnte, daß sie volle Ellbogenfreiheit haben; mit den Spaziergängern, die keinen Lärm machen und über die man nur die einfachsten Bemerkungen machen könnte, wie etwa: dieses ist ein Mann, jenes ist eine Frau; mit der Unbegrenztheit deiner Blicke, die man weit dahinschweifen lassen kann, so weit wie man nur will. Der Wind gleicht nicht dem Wind von Paris, der immer nur von einer Straßenecke herkommt. Der Wind des Friedhof Montparnasse

kommt von Montrouge, von Plaisance, oder von Vaugirard. Es fehlte wirklich nur ein Teich oder ein Wasserbassin, dann wäre es noch schöner gewesen. Wahrhaftig! man hatte schon um all dessentwillen sein Zimmer lieb. Die Friedhöfe sind noch größer und haben noch mehr Bäume als die Plätze.

Das Zimmer war ein kleines Zimmer zu einhundertundfünfzig Francs im Jahr; und es würde Aussicht auf den Friedhof gehabt haben, wenn ein Student oder ein Rentier darin gewohnt hätte. Es stand aber eine Nähmaschine darin, und das änderte die ganze Sache. So sehr, daß man sich wohl so ausdrücken muß: es war ein Zimmer mit Aussicht auf eine Nähmaschine.

Nähmaschinen pflegen nicht allein zu wohnen: auch diese hier hatte eine Zimmergenossin. Es war ein junges Mädchen, das Angèle Leneveu hieß. Darum nannte man sie scherzhafterweise Lanièce, oder wohl auch Latante. Sie war nicht nur klein, sondern auch sehr zierlich. Auch war sie brünett und sanft. Ihr Haar, das sie sich des Morgens für den ganzen Tag machte, umrahmte ein sehr harmloses, etwas längliches Gesicht. Das war Angèle, die stets die

Augen niedergeschlagen hielt, als schäme sie sich über sich selber.

Sie schien durchaus bescheiden, durchaus ordentlich und wie eingehüllt in ihre Liebe zur Arbeit. Bisweilen legte sie ihre Hände kreuzweis über die Brust, neigte sich ein wenig auf die rechte Seite und hob und senkte die Augenlider ganz still ein paar Mal. Wäre sie traurig gewesen, so hätte man sie trösten mögen; hätte sie gefröstelt, so hätte man sie wärmen mögen. Es schien einem so, als könne man sie ganz und gar in seine Hand nehmen.

Sie war wohl wie ein Vogel zum Fenster hereingeflogen und hatte sich, da sie alles dort fand, was sie zum Leben benötigte, mit einem Dankesgezwitscher niedergelassen. Man fühlte sofort das Bedürfnis, ihr liebe, zarte Worte zu sagen. In dem Zimmer stand ein kleiner niedriger Ofen, von der Art, die man ihrer Form wegen ‚Herzchen‘ nennt. In dem Zimmer war auch eine reizende kleine Frau, eine von denen, mit denen man von ihrem Herzen spricht.

Eine Nachbarin hatte zu ihr einmal an der Wasserleitung gesagt:

„Sie müssen sich so allein doch recht langweilen, Fräulein?“

Worauf sie geantwortet hatte:

„Aber nein, liebe Frau. Ich arbeite ja.“

Übrigens war sie mit ihrem Zimmer zu sehr verwachsen, als daß man sie daraus hätte fort-haben mögen.

Vielleicht hatte sie früher die Welt gekannt, die Welt mit den Brunnen, die man unter Weidengeflecht versteckt, damit die Enten sich nicht darin baden; mit den Wegen, die rings um die kleine Stadt herumführen, auf denen man Sonntags zu dreien, zu vieren spazieren geht, wobei man lacht und die Hände zusammenschlägt bei dem ersten Hund, der vorbeiläuft; mit dem Weg, der zu Madame Delphine, der Schneiderin, geht, und der dich zweimal am Tage dahin führt . . . die Welt, wo man eines schönen Tages eine Bandschleife auf seinen Sonntagshut steckt, die dich vor allen anderen vornehm macht; die Welt, in der Vater und Mutter waren, die abends nicht lange aufblieben, sondern gleich nach dem Nachtessen sich schlafen legten; wo die Katze von Vater Rabet

war, die eines schönen Tages mit ihren Katzengedanken oben auf der Treppe saß und plötzlich gelacht hat, ganz geräuschlos: ganz gewiß, ich habe es selbst gesehen; wo das kleine Zimmer mit der Aussicht auf einen kleinen Gemüsegarten war, aus dem die Kaninchen von Herrn Bonnet sich ihre Mohrrüben holten und es doch nicht erlaubt war, ihnen eine Falle zu legen; wo der junge Mensch war, der nicht aus dieser Gegend stammte, der ein ganzes Jahr lang Schreiber bei einem Notar gewesen und der, wenn er dich ansah, mit seinen Augen ein Merkmal auf deiner Haut zurückzulassen schien: es hieß, er wolle für eigene Rechnung ein Bureau aufmachen; die Welt mit den Grundsätzen einer vergangenen Zeit, die deine Eltern und deine Lehrherrin dir immer und immer wieder wiederholten, damit du nicht mehr an deine eigenen Gedanken dächtest; mit allem, was dir im tiefsten Herzensgrunde fehlte, und von dem du dachtest, daß du es in Paris finden würdest.

Alles das lag weit zurück.

Hier handelte es sich nicht mehr um all dieses. Angèle war von dem Leben jedes ihrer Tage

umgeben und eingehüllt, und das rosa Papier, mit dem ihre Zimmerwände bekleidet waren, umgrenzte ihre Welt. Es ist der Vorzug der Mansarden, daß sie etwas Endgültiges zu sein scheinen.

Man hatte Lust, zu ihr zu sagen:

„Nicht wahr, Fräulein, Sie sind hier geboren? Und immer waren Sie Weißnäherin, so wie heut. Gleich am ersten Morgen brachte man Ihnen Leinewand, damit Sie Hemden daraus machen sollten. Die Nähmaschine stand vor dem Fenster. Sie schoben sie etwas zur Seite, um auf die Straße hinabzusehen; und als sie da bemerkten, daß die Aussicht auf den Friedhof von Montparnasse ging, haben Sie die Hände zusammengeschlagen, wegen der vielen Bäume. Sie haben gesagt: ‚Das ist hier nicht wie anderorten. Hier kann ich ja die schönste Luft einatmen.‘ Und sogleich haben Sie sich hingesetzt und sich ans Nähen gemacht. Das war aber ein Glück: gleich von Anfang an hatten Sie eine Maschine.“

Der Sommer war für Angèle die schönste Jahreszeit: wegen der frühen Morgenstunden. Die Sonne befahl in höchsteigener Person: He, du da

unten, wache auf! Man weiß nicht, ob sie auch andere Frauen so kommandierte; aber diese hier kommandierte sie wahrhaftig ganz wie es ihr beliebte.

Sie erhob sich. Der Himmel lag ausgebreitet da wie eine große, blaue, schön getrocknete Leinewand, mit kleinen zarten Fältchen darin, einem Nichts von Wolken, die nur des Prinzips halber da zu sein schienen. Man brauchte nur das Fenster zu öffnen, um ein wenig von der Luft zu bekommen, die ihn schwellte, und man fühlte, daß diese Luft aus dem Himmel herab kam. Das beste ist, man gießt sich gleich ein wenig Wasser über das Gesicht, und inzwischen sind auch schon die Wölkchen im Himmelsblau zerronnen, und deine Gedanken sind wie neugeboren, so als kämen sie zum ersten Mal auf die Welt. Die beiden Augen, die du mitbekommen hast, um um dich zu schauen, sind klar, und wenn auch die ganze Erde sich rund um sie herum drehte, so würden sie sie doch sehen. So ist der Morgen; mein Gott, man darf ihn wohl ein bißchen genießen und ein paar Minuten drangeben, um zu sehen, was alles vor sich geht. Die

Bäume des Friedhofs stehen auf ihrem alten Platz, und weil der Schatten ihre Blätter noch schwellen macht, so kommen sie einem vor wie ein Faulpelz, der es sich noch überlegt, ob er sich schon erheben soll. Paris ist riesengroß, und doch vermag ein einziger Sonnenstrahl die vielen Fenster zu vergolden! Ja, selbst die Gräber beginnen zu leuchten. Der Morgen geht über sie hin, man sieht ihn: was für ein Glück, daß die Friedhöfe einen so großen Raum einnehmen!

Angèle hatte nicht viel Zeit, sich mit der Welt zu beschäftigen, sie hatte gleich mit sich selber zu tun. Damit kam sie rasch zustande. Sie bestand aus einer Schere in Gemeinschaft mit einem Fingerhut; dann weiter aus einer Rolle mit weißem Garn, einem Brief Nähnadeln und einem Stück Kaliko. Sie war sogar noch etwas komplizierter, denn es war da noch eine Rolle mit schwarzem Garn, die sie für gewöhnlich nicht in Gebrauch hatte, und die somit eine Art überzähliges Organ war. Vielleicht muß man zu all diesen Dingen noch zwei weitere hinzufügen: Angèle Leneveu besaß auch zwei Augen und zwei Hände.

Die Schere hatte nicht Zeit zu singen, wie es in Gedichten heißt, sondern sie schnitt mit einer sehr entschiedenen Gebärde in den Stoff hinein, so wie die Beine eines Manne, der scharf ausschreitet, in den Weg zu schneiden scheinen. Dann führten Nadel und Faden ihre Rolle durch und begannen, nach einem Gesetz, das die Männer nicht kennen, da wo die Schere durch den Stoff gegangen war, die allerseltsamsten Nähte auszuführen, was einen etwa zu folgenden Betrachtungen verleiten könnte:

„Aber, liebes Fräulein, Sie hätten sich doch gar nicht erst die Mühe zu machen brauchen, den Stoff zu zerschneiden, wenn Sie nun die Stücke doch wieder zusammennähen. Ich würde mit dem Hemdennähen kürzeren Prozeß machen. Ich würde ein Stück Kaliko nehmen so groß wie ich es brauche, und weil der Rumpf des Menschen sichtbarlich die Form eines Zylinders hat, so würde ich die beiden Enden meines Stückes durch eine Naht zusammenfügen. Ich versichere Ihnen, das würde genügen. Dann würde ich mit der Schere noch unten an jeder Seite einen kleinen Einschnitt machen, damit die Bahnen Bewegungsfreiheit geben. Und was den

Kragen und die Ärmel anlangt, . . . da weiß man sich immer irgendwie zu helfen."

So würde man zu ihr gesprochen haben, denn das Hemdennähen ist ein Handwerk, das die, die es nicht ausüben, in großes Erstaunen versetzt. Sie tröstete sich über Arbeit und Mühsal durch die Anwendung einer Art von Philosophie. Ein Gedanke, der ihr gekommen war, eine Bemerkung, die man ihr gelegentlich gemacht hatte, eine gewisse Übung und ein gewisses Verständnis, das sie für Kaliko hatte, waren ihr von Nutzen; und des Morgens, in der Stille, fühlte sie ihr Gehirn arbeiten. Ihr Leben war so von vornherein bestimmt und festgesetzt: es erwarteten sie die Leinwand, das Nähen, ein stiller Frieden und jene ruhige, bescheidene Träumerei, die sich so gut mit der Hände Arbeit verträgt. Angele hatte diese Bestimmung als selbstverständlich anerkannt, und, ganz durchdrungen von Harmonie, lebte sie bis in die Tiefe ihres Wesens in Einklang mit einem großen Gesetz.

Wer hat denn gesagt, daß man arbeiten müsse, um sein Brot zu verdienen? Angèle dachte nicht

einmal von fern hieran. Der erste Laut am Morgen war für sie ein Weckruf, dem sich zu entziehen sie niemals gelernt hatte. Etwas später gab die Mittagstunde das Zeichen für ein kleines, schnell zubereitetes Gericht. Sie hatte keinen Hunger, aber die Mittagstunde ist auch eine Art von Weckruf. Von ihrem ersten Tage an war Angèle daran gewöhnt zu gehorchen.

Des Abends, wenn die Arbeit des Tages sie ermüdet hat, wenn die Nadelstiche sich unter den fleißigen Fingern einer nach dem anderen gefolgt sind und sie an Frohnarbeit gemahnt haben, wenn sie es satt hat, eine Arbeiterin zu sein, und lieber etwas anderes werden möchte, wenn sie sich zu sehr über ihre Arbeit beugen mußte und endlich ein bißchen anders leben wollte — hatte Angèle zwei Mittel gefunden, um die Traurigkeit und die Langeweile zu verjagen.

Das eine bestand darin, daß sie ihre Müdigkeit verachtete und mit einem Wort abwehrte: ‚Schließlich habe ich doch heute Morgen arbeiten können; da werde ich wohl auch ebenso gut heut abend arbeiten können!‘ Das zweite war anders. Angèle

dachte besonders an den Winterabenden so. Sie sagte sich nämlich: ‚Ich bin es müde zu nähen; dann lasse ich es also!‘

Sie wartete, bis es vier Uhr war, und wenn es vier Uhr schlug, setzte sie auf ihrem Ofen eine Suppe auf, die lange brauchte: eine Bohnensuppe. Ein bißchen später kochte dann das Wasser, die Bohnen brodelten, da war sie denn nicht mehr Angèle, die Weißnäherin, sie war Angèle, die Köchin: nur beschäftigt sich diese Köchin, da die Suppe drei Stunden braucht, bis sie fertig ist, während dieser Zeit mit etwas anderem: sie nimmt ihre Hemden wieder vor und näht weiter.

Sie wurde aber für das Leben, das sie führte, auch noch entlohnt. In der ersten Zeit, als sie noch im Atelier arbeitete, bezahlte man sie jede Woche gemäß ihrem Tagelohn von fünfundvierzig Sous. Sie erkannte es dankbar an und sagte:

„Fünfundvierzig Sous, fast fünfzig Sous, also beinahe die Hälfte von einem Fünffrancsstück!

Einige Zeit später bekam sie Arbeit bei sich zu Hause, Stückarbeit. Alle acht Tage trug sie ihre Arbeit in das Atelier, und sie mußte alles das,

was man ihr aufgetragen hatte, fertig gemacht haben. Sie verdiente damit bisweilen über fünfundzwanzig Francs. Dann dachte sie nicht mehr daran, daß sie acht Tage lang gearbeitet hatte. Sie wußte nur, daß ihr jede Woche eine Summe Geldes zufloß, durch die ihre Zukunft sorgenfrei war. Vielleicht dankte sie der Vorsehung dafür.

Die Türen der Mansarden ließen sich öffnen. Sie gingen auf einen Korridor hinaus. Auf diesem Korridor war eine Wasserleitung mit einem Hahn, den man aufdrehte. Da lief das Wasser heraus, das man zum Waschen des Körpers braucht; das Wasser, das man für die regelmäßige Reinigung, für daß Großreinemachen des Zimmers braucht, wonach es wie neu aussieht, so als ob man es eben erst gemietet hätte. Man konnte dieses Wasser auch trinken.

Der Hausmeister hatte gleich an dem Tage, an dem sie das Zimmer besichtigte, davon gesprochen.

„Sehen Sie, Sie haben sogar Wasser auf Ihrem Korridor. Sie brauchen nicht einmal die Treppe hinunterzugehen.“

Aber die Leitung selbst war mindestens so wichtig wie das Wasser; wer Zeit hatte ein paar Schritte zu machen, suchte sie auf. Eine Wasserleitung vertritt die Stelle eines Gartens. Der erste Vorwand ist immer der beste: eine leere Vase oder feuchte Hände; und schon geht man zu ihr hin. Deine Beine sind dann zu etwas nütze, und der Geist, der sie leitet, lebt auf und gibt sich der vagen Hoffnung hin, auf dem Wege ein Erlebnis zu haben.

Es scheint, als sei eine Wasserleitung der Mittelpunkt der Welt. Und wie in den biblischen Tagen, wo die Frauen zur Abendstunde, den Krug auf der Schulter und mit herausgedrückter Hüfte, stehen blieben und sich um den Brunnen scharten; wie an dem Tage, wo der Engel bei ihnen den Weg nach dem Hause des Tobias erfragen mußte, so hatten auch diese Frauen ihre Wohnungen verlassen; und die Wasserquelle, die unter Plätschern ihr klares Wasser ausströmte, lebte aus sich selber wie eine Gottheit und führte den Vorsitz über die Unterhaltung. Sie schien zu sagen: „Vereint euch. Frauen müssen Berührung miteinander suchen und

sich kennen lernen." Oft wurden die letzten zuerst vorgelassen.

„Bedienen Sie sich doch, Madame. Ich habe Zeit."

Die einen hatten Wasserkaraffen, die anderen führten ein Leben von größter Einfachheit und begnügten sich mit einer gewöhnlichen Flasche. Sie sprachen darüber ungefähr so:

„Wo vorher Wein drin war, da kann wohl auch Wasser reinkommen."

Ein klein wenig später gingen sie schon zu vertraulichen Mitteilungen über:

„Niemals wird man doch mit dem Waschen fertig!"

Worauf man antwortete:

„Wie machen es nur die Frauen, die mehrere Zimmer haben?"

Eine Nachbarin hatte einmal zu Angèle gesagt:

„Sie sehen, alle Mieter arbeiten auswärts. Nur wir beide bleiben nachmittags zuhause. Darum müssen wir an einem Tage, wo Sie mal Zeit haben, nähere Bekanntschaft miteinander machen. Sie könnten ja sonst von Räubern entführt werden, ohne

daß Sie jemand wüßten, den Sie zu Hilfe rufen könnten."

Es genügt schon eine halboffene Tür. Eine Weile ist vergangen; man hat schon die Gewohnheit angenommen, ein paar Worte miteinander zu wechseln. Man hört etwa Folgendes:

„Ich kann Sie durch die kleine Spalte in der Tür sehen, Fräulein. Ach, das sind ja Hemden! Sie sind Weißnäherin! Machen Sie auch Damenhemden? Ich muß Sie mal um Rat fragen. Wie gut, daß ich hereingekommen bin."

Dann läßt dir das Schicksal keine Ruhe. Es scheint das Schicksal selbst zu sein, das zu dir hereinkommt. Man möchte sagen, daß es einen Rundgang durch das ganze Haus machen will, an alles rührt, um nichts zu vergessen, und mit beiden Händen, die es wohl dazu nötig hat, sich an den Wänden entlangtastet, ganz geräuschlos und mit den Wegen wohlvertraut, und endlich auch an deine Tür kommt, den Schlüssel im Schlüsselloch findet, ihn umdreht und nun wissen will, ob es auch da hindurch kann. Du läßt es ruhig über dich ergehen."

„Denken Sie mal, Fräulein, Sie haben ja Ihren Schlüssel in der Tür stecken lassen. Da habe ich mir gesagt: Wenn das Fräulein nicht wollte, daß man sie besuchen käme, würde sie ihren Schlüssel wohl in der Tasche behalten. Ach nein! Sie nähen auch farbige Hemden! Was ist denn besser: die weißen oder die farbigen Hemden?"

Am folgenden Tage bist du selbst es, die die Tür öffnet. Und acht Tage später, gerade in dem Augenblick, wo du, die du so schamhaft bist, dich ausgezogen hast, — tritt deine Nachbarin bei dir ein.

„Ach was," sagt sie, „was hat das zu sagen? Ich weiß ja, wie eine Frau aussieht."

Sie hieß Madame Fernande und sagte:

„Wie gefällt Ihnen mein Name? Ich weiß nicht warum, aber das ist gerade der Name, den ich mir gegeben hätte, wenn ich gleich, wie ich auf die Welt kam, hätte sprechen können."

Sie sagte auch noch:

„Oh, wie ist das alles kurios! Am meisten setzt mich Ihr Bett in Erstaunen. Sagen Sie mir doch: Wie würden Sie denn das machen,

wenn Sie zu zweien darin schlafen wollten? Sie sind ja im Hemd, da kann ich Sie wohl mal befühlen. Was haben Sie für Brüste und Hüften und ein Hinterteil! Und alles das behalten Sie für sich? Na, das muß ich sagen: Sie setzen mich in Erstaunen!"

Madame Fernande war geschmeidig; auf die Taille, die von einem Gürtel zusammengehalten wurde, folgte unterhalb ein beseeltes, auf und niederwippendes Hinterteil, eine Welt für sich, die sich mit der ihren vereinigt hatte. Es war wie ein Zusatz zu Madame Fernande. Der Busen aber hielt dem Hinterteil das Gegengewicht, er hatte eine schöne Kontur, die die Linien ‚neue Kunstrichtung' betonte und sich unterhalb der Taille mit einem gemäß der Mode ein wenig zurücktretenden Leib vereinte.

Sie sagte auch wohl:

„Bringen Sie ein Opfer, wenn es nötig ist, aber verwenden Sie Sorgfalt auf Ihre Taille."

Weiter sagte sie:

„Meinetwegen wäre mir das alles gleich, mein Gesäß, mein Busen und alles das, vorausgesetzt

daß ich nur etwas habe, um darauf zu sitzen und um atmen zu können. Aber da sind die Männer. Hören Sie, ich spaße nicht: befühlen Sie mal mein Gesäß! Gehen Sie bis zum Kreuz herauf. Hm, ich bin gut gewachsen! Na, ich kann Ihnen sagen: wenn ich nackend bin, dann umschlingen sie meinen Körper mit ihren beiden Armen; es genügt ihnen aber nicht lange, mich in ihren Armen gepreßt zu halten. Sie kommen mit ihrem Kopf näher heran, legen ihn etwa in der Höhe meiner Hüften auf und verharren so, ohne ein Wort zu sprechen, aufmerksam und wie versunken. Ich frage sie: „Aber was hast du denn?“ Sie antworten: „Nichts. Ich sehe!“ Wie soll ich es sagen? . . . Ja, so . . . Mein Leib ist dicht bei ihnen. Sie nehmen Besitz davon mit dem Auge, mit dem Mund, mit dem Ohr; und mit ihren beiden Händen pressen sie ihn. Seine Bewegungen, seine Geräusche, seine Form, das Gewebe der Haut, nichts entgeht ihnen, und als ob sie bemüht wären, ein Geheimnis zu entdecken, beugen sie sich über meinen Körper und verlassen ihn nicht. Ach, Sie wissen ja gar nicht, was die Weiber für sie sind! Selbst meine Füße entgehen

ihrem Mund nicht. Einer sagte mir eines Tages: „Deine Haut saugt mich aus!“ Da können Sie doch wirklich nicht verlangen, daß ich für mich bleibe und meinen Körper in der Tasche behalte.“

Sie fuhr fort:

„Die Männer nehmen Witterung von uns, sie ergreifen mit Leidenschaft unseren Mund, und wenn sie ihre Lippen auf unseren Leib drücken, dann öffnen sie weit ihre Nasenflügel, um das, was er an Aroma enthält, in sich aufzusaugen. Wenn sie uns nehmen, so tun sie das, um in unser Inneres einzudringen. Ich wüßte schon, wie sie mit Ihnen umgehen würden, so klein und fein wie Sie sind. Vom Kopf bis zu den Füßen würden sie Sie mit nur einem Arm umfangen, und dann würden sie sich über Ihren Körper neigen, wie man sich über Brot hermacht, in das man beißen will. Und sie würden zu Ihnen sagen: ‚Ich habe es sehr gern, daß du so klein bist, weil ich, wenn meine Hand dich liebkost, eine viel größere Fläche deiner Haut besitze.‘ Und wissen Sie, des Abends, wenn sie heimkehren und noch der Druck ihrer Arbeit auf ihnen ruht, scheint es, als ob Ihre

Gegenwart allein sie schon von ihrer Last befreie. Sie vergessen alle Mühsal. Sie sagen: ‚Du bist der Lohn für mich.‘ Glauben Sie mir, es ist albern, daß eine Frau arbeitet, so lange es noch Männer gibt, die doch nichts weiter verlangen, als für sie zu arbeiten.“

Man kann nicht sagen, daß Angèle dem allen zuhörte. Mit übereinandergekreuzten Händen ihre Brust haltend, verfolgte sie mit den Augen eine Art von kleinem Vogel, den sie sich für ihre Zwecke geschaffen hatte, und der sich in irgend einer Ecke des Zimmers niederließ, wo es ihm eben gefiel. Es schien, als sei es ihr Herz, das Angèle so in Freiheit gesetzt hatte. Sie verbarg das aber wohl und sagte:

„O, wie ist das drollig! O, wie ist das drollig!“

Madame Fernande jedoch sagte nicht alles gleich beim ersten Mal. Erst einige Tage später nahm sie den Faden ihrer Reden wieder auf:

„Ich habe Ihnen das letzte Mal aber Zeug erzählt, was? Dabei kann man nicht einmal sagen, daß Sie schlecht dran sind in Ihrem Zimmer. Sie werden mir auch antworten, daß es noch andere

Frauen gibt, die so leben wie Sie. Aber glauben Sie mir; das ist kein Leben für eine Frau. Ich habe manche gekannt, die längst nicht so gut aussahen wie Sie. Na, und die hatten eine kleine Wohnung mit Küche, zwei, drei Zimmer sogar, Wasser, Gas und Kabinetts, alles für sich allein."

Zu jener Zeit begann der kleine Vogel sein Leben bei ihr. Er war plötzlich, eines schönen Tages, ganz überraschend zur Welt gekommen. Er hatte nichts von Bedeutung zu sagen und begnügte sich damit, zu atmen und von Zeit zu Zeit mit seinem Schnabel zu picken. Aber kein Vogel ist so bescheiden, daß er sich nicht seinen Platz schüfe. Eines Tages, als er spielte, fing er ganz einfach an zu singen: „Kwi, kwi, kwi! Ich bin da. Do, re, mi, fa, sol, Angèle." Sie war nicht sehr streng, und als sie ihm mit dem Finger drohte, mit einer Miene, die zu sagen schien: ‚Ja, ja, aber bleibe da hinten, in deiner Ecke . . .,' bestand er auf seinem Kopf und setzte sich auf die Hemden: „Kwi, kwi, kwi! Hemden . . . kwi, kwi, kwi! Nadel . . . Do, re, mi, fa, sol, Angèle!" Man möchte fast sagen, sie hatte es bis dahin niemals bemerkt, daß sie Hemden machte.

Und nun hatte sie mit einem Male, gerade als sie Hemden nähte, das Bedürfnis, an etwas anderes zu denken, um die Mühe zu vergessen, die das Hemdennähen macht. Wie nützlich doch Vögel sind! Sie rief ihn. Er kam auf den Ruf herbei. Bisweilen war er still und saß da, wie eine kleine Kugel, den Kopf unter die Flügel gesteckt. Ein andermal sang er: „Kwi, kwi, kwi! Junge Männer! . . . Ich will mich auf dein Herz legen, wie sie. Kwi, kwi, kwi! Du hältst warm. Do, re, mi, fa, sol, Angèle."

Einmal sprach sie zu Madame Fernande davon:

„Ja, aber schließlich gibt es vielleicht gar nicht Männer für jede von uns."

„Nicht Männer für jede von uns!" rief Madame Fernande aus. „Gehen Sie doch, Angèle! Wissen Sie, wenn ich von hier bis zum Boulevard Saint Michel gehe, so reden mich immer mindestens fünf oder sechs an. Ich versichere Ihnen, daß unter diesen mindestens ein Treffer ist. Das ist zum Erstaunen. Ich sage manchmal zu ihnen: ‚Mein Herr, Sie sind der sechste. Wir sind also ein so seltenes Wild, daß Sie bei der ersten Frau, die

vorbeigeht, zur Stelle sind und sich gegenseitig das Stück streitig machen?'"

„Ja, aber schließlich kann man doch nicht mit Männern, die man auf diese Art trifft, Bekanntschaft machen."

Da rief Madame Fernande aus:

„Mit wem wollen Sie denn Bekanntschaft machen, wenn nicht mit Leuten, die Sie vorher nicht kannten?"

Sie fuhr fort:

„Und dann . . . ach was! Es langweilt mich, Sie ‚Sie' zu nennen. Wahrhaftig, das schneidet mir jeden Gedanken ab. Nun paß mal auf: weißt du, womit ich angefangen habe, ja? Ich habe als eine von der Straße angefangen. Das wundert dich, hm? Übrigens gibt es sechsunddreißig Arten, wie man das sein kann. Und wie habe ich Bekanntschaft mit den Männern in jener Zeit gemacht? Denn ich machte mit den Männern, die mir begegneten, Bekanntschaft! Ich gebe dir mein Wort, sie kommen uns: sie kommen selbst den Straßenmädchen. Aber glauben mußt du ihnen doch nicht, wenn wir auch mit ihnen sprechen und mit ihnen

lachen. Du mußt nicht glauben, daß wir ihre Schwestern seien. Nein, Dirnen sind niedrige Tiere. Ich habe eine gekannt, die krank war; und wenn sie abends nach Hause kam, zählte sie an ihren Fingern ab und sagte dann: ‚Wieder drei, die ich angesteckt habe!‘ Und darauf trank sie mehrere Glas Kognak, um sich noch mehr in Stimmung zu bringen. Na, und selbst hinter diesen laufen die Männer her! Und ich, weißt du, wie ich es einmal gemacht habe? Einmal habe ich zwei Jahre lang einen Mann, den ich kannte, nicht wiedergesehen. Dann habe ich ihn, hier ganz in der Nähe, vor Nummer siebenunddreißig in der Avenue d'Orléans, wiedergetroffen. Er hat nicht mal so lange gewartet, bis ich ihn bemerkt hatte. Das kann ich dir sagen: gleich ist er gekommen, mir guten Tag zu sagen. O, der hielt an mir fest. Zuerst hielt er an mir fest, weil ich im Kloster gewesen bin. Wenn ich sehe, daß Eltern ihre Tochter was lernen lassen, möchte ich immer zu ihnen sagen: ‚Da habt ihr recht. Die Männer lieben das!‘ Aber bei dem, da habe ich vom ersten Augenblick an gewußt, wie man ihn nehmen muß. Ich habe

zu ihm gesagt: ‚Ach, lieber Freund, wie froh kannst du sein, daß du ein Mann bist.‘ Das übrige ist auf eine sehr drollige Art gekommen. Ich habe dir niemals erzählt, daß ich hysterisch gewesen bin. Ich beklage mich nicht darüber, denn es ist mir ja von Nutzen gewesen. Wenn ich mich hingelegt hatte und den Mann nur gerade fühlte, packte mich schon eine so maßlose Erregung, daß ich kaum noch Luft bekam. Der dachte dann: ‚Was muß ich für eine Macht haben, wenn sie, kaum daß sie in meinen Armen ruht, schon vor Lust zu sterben scheint.‘ Alles würde er mir dann gegeben haben. Aber der, von dem ich dir eben spreche, war nicht reich; wenn er mir aber auch nicht viel Geld gab, so gab er dafür mehr von sich selber. Sobald ich ihm zuhören konnte, sprach er mit mir: ‚Du arme Kleine, mit dem ersten besten gehst du mit. Laß nur, ich kenne sie, die Männer; es sind alles rohe Patrone.‘ Ich antwortete ihm: ‚Ja, manche sind wahrhaftig roh gegen mich. Manche sagen: Na, weißt du, ich liebe diese Komödien nicht. Und ehe ich noch wieder zu mir gekommen bin, sind sie schon wieder fort und schlagen die Tür zu.‘ Da

konnte er sich nicht mehr beherrschen. Ich weinte, und er sagte: ‚Du armes kleines Frauchen! Warte: wo haben sie dir denn weh getan? An deinen Augen haben sie dir weh getan, nicht wahr, denn mit den Augen weint man. Ich will dich auf die Augen küssen.‘ Ach, du, das hat nicht lange gedauert. Er konnte ohne mich nicht mehr leben. Den ganzen Tag dachte er daran: ‚Armes Mädchen, krank ist sie, und alle Hunde sind hinter ihr her. Ich muß sie trösten. Was würde sie nur machen, wenn sie mich nicht hätte!‘ Dann hat er mich geheiratet. Das erstaunt dich. Aber weißt du, jetzt leben wir getrennt. Er zahlt mir eine kleine Pension.“

Verstand Angèle das alles? Es schien, daß sie zu unschuldig war, um es zu verstehen. Höchstens hatte sie Gedanken wie diese:

‚O, es gibt Männer auf der Welt! Es gibt also Männer auf der Welt!‘

Das war wohl richtig: es gab Männer auf der Welt. Alle die, die sie gekannt hatte, gab es. Es gab Schäfer, die sie in ihrer Jugend gesehen hatte, und die die Hammel hüte-

ten. Es gab einen Bauern, den sie einmal getroffen hatte und der zu ihr gesagt hatte: „Ich gehe auf die Arbeit.“ Es gab einen kleinen Knaben, mit dem sie spielte, als sie noch ganz klein war, und der mit zehn Jahren gestorben war. Der war auch ein Mann. Es gab Männer im Omnibus, Männer in den Cafés, Männer in den Häusern. Bisweilen, wenn sie ihre Nähmaschine beiseite schob und zum Fenster auf die Straße hinaus sah, bemerkte sie einen Mann.

Vögelein, grau und fein
Bring mir einen Liebsten heim!

Der kleine Vogel von Angèle flog schon am frühen Morgen davon. Auf dem Friedhof Montparnasse gab es ganz weiße Gräber; er setzte sich auf die Gräber und schien mit den Toten zu schelten: „Kwi, kwi, kwi! Do, re, mi, fa, sol. Das ist nicht recht, so lange zu schlafen.“ Es waren Bäume da mit einer großen Stille, die von ihren Blättern herabfiel. Er setzte sich mitten in das Astwerk, und da die Bäume selbst nicht singen, sang er für sie. Weite, leere Räume gab es. Er durchflog sie, setzte sich wieder nieder, mit zitterndem Herzen: „Wenn ich

doch da hinten, wo die Allee umbiegt, einem Mann begegnen möchte."

Aber Madame Fernande hat unrecht. Die Männer sind nicht so, wie sie glaubt. Die Männer kehren des Abends heim. Dann stürzt man ihnen entgegen und ruft: ‚Guten Tag, Männchen', ehe sie noch Zeit gehabt haben, dir ‚Guten Tag, Frauchen' zu sagen.

Eines schönen Tages machen die Männer dir ein Geständnis: „Ich bin eifersüchtig auf die, für die du Hemden machst. Du sollst das Atelier verlassen. Du sollst nur noch für mich Hemden machen. Ich will in deinem Leben die Stelle aller Männer vertreten, die Hemden tragen, die du genäht hast."

Drittes Kapitel

Allerhand merkwürdige Dinge begaben sich. Zunächst hatte Croquignole das folgende Erlebnis:

Er hatte eine Tante, die eines schönen Tages starb. Er rief:

„Herrgott nochmal! Vor acht Tagen habe ich sie noch ein großes Stück Schinken essen sehen!"

Vier Tage nach der Beerdigung kam er ins Bureau zurück; er pflanzte sich breit hin:

„Da sieh mal her! Das da ist eine Brust, es sind sogar Haare drauf. Das da sind zwei Arme. Faß sie nur mal an, Freund: ja, das kann man noch einen Bizeps nennen! Vom Kopfe will ich gar nicht mal reden. Aber hier — sieh diesen Bauch! Ja, Alter, den verkauf ich dir nicht für vierzigtausend Francs!"

Er hatte tatsächlich geerbt. Er kam übrigens

auf diese Erbschaft nochmals, und zwar mit einem ganz anderen Empfinden, zurück.

„Die arme Alte, wenn ich das gewußt hätte! Man hätte sie vorm Sterben bewahren sollen, sie hatte doch genug zu leben!“

Doch etwas später sah er die Sache wieder anders an. Croquignole rief:

„Leute, nun haltet mal Ruhe! Hört und seht! Das da sind tausend Francs. Befühl das mal, Freundchen. Was — das Papier ist schön! Du fährst mit dem Finger drüber hin: ein leiser Schrei ertönt aus ihm, als ob es bewohnt wäre, als ob all die vielen Sous dir zuriefen: ‚Sieh nur, sieh nur, in welch einem Haufen wir hier beisammen sind!‘ Dann blickst du hindurch. Du kannst einfach nicht anders. Die Qualität des Papieres ist gut, eine Zeichnung geht quer darüber hin, von oben bis unten ist dein Schein tausend Francs wert. In solch einem Augenblick fällt es dir ein, daß du lesen kannst. In solch einem Augenblick würdest du lesen lernen, wenn du es noch nicht könntest. Ich, Alter, ich bin weitblickend, ich habe mir schon ein ganzes Erziehungssystem ausgedacht.

Ich werde meinen Jungen das Lesen mit Tausendfrancsscheinen beibringen. Jeder Buchstabe bekommt einen besonderen Sinn: T bedeutet Frauen; Au: schlemmerhafte Mahlzeiten; S: Bummeln; E: Bierreisen; N: Faulenzen; D: Droschke fahren. Das sind doch noch Buchstaben, die Klang haben! F, R, A, N, C, S bedeutet Geld! Das sind so Ideen für einen Kopf! Die bleiben haften; und sitzen sie erst einmal fest, dann magst du noch soviel daran rütteln, sie gehen nicht wieder heraus!"

Ob die andern zuhörten? Man weiß ja nie, ob sie es tun. Paulat, der König der Tiere, saß in seinem Reich und herrschte über ein Volk in seinem Inneren, das er nicht an dich heranließ. Er glich einem Ochsen, der einen Menschen lange anglotzt, aber für den die menschliche Sprache etwas so Geheimnisvolles ist, daß er nicht mal daran denkt, sich ihr Zustandekommen zu erklären.

Claude Buy, vornübergeneigt und in sich zusammengesunken, hatte entdeckt, daß sich ein großes Lineal durchbrechen ließ, so daß man dann zwei kleine hatte; auf diese Weise boten sich ihm zwei neue Enden, zwei neue Schnittflächen, in die er,

seiner Lieblingsbeschäftigung frönend, wieder seine Initialen hineinschneiden konnte. In seinem Schweigen lag eine solch stille Einfalt, daß man ihm deswegen wirklich nicht gram sein konnte.

Aber Felicien umspannte mit einem breiten Blick Croquignoles ganze Gestalt.

„Bravo! Bravo! Das mach nur so, Alter!"

Aber damit war es noch nicht genug. Nichts in der Welt schien ihm genug. Und so fuhr Croquignole fort:

„Aber das hier sind tausend Francs! Man spricht von tausend Francs zu euch! Was seid ihr Menschen doch merkwürdig; man spricht von tausend Francs, und ihr seht noch nicht mal auf. Man verlangt ja nicht, daß ihr sie euch verdienen sollt. Aber nun seht mal her! Es gibt doch eine Ausdehnung, nicht wahr! Meine Herren, ich habe hier ein Zentimetermaß. Der Tausendfrancschein ist dreiundzwanzigeinhalb Zentimeter lang und dreizehn Zentimeter breit. Nun Achtung! Ich erweitere jetzt seine Ränder. Mit viertausend Francs kann man eine Reise um die Welt machen. Seht, Leute, da wollte ich euch hinhaben! Vier-

tausend Francs umfassen den ganzen Erdball. Demnach umfassen tausend Francs ein Viertel der Erdoberfläche. Überlegt also mal, ob es sich lohnt, davon zu reden!

„Nun, meine Herren, ich bin kein Undankbarer! Folgendes sind die Absichten des Tausendfrancsschein-Besitzers! Doch wir wollen wie beim Appell vorgehen. Paulat, König der Tiere, Croquignole, der König eines Weltviertels, lädt dich zu einem Frühstück auf dem Lande ein und erbietet sich, deinen Wanst so aufzuschwellen, daß sein Umfang seinem Königreiche Ehre macht."

Da richtete Paulat, der König der Tiere, beim Klang seines Namens seine Fettmassen auf, um auf den Appell zu erwidern, und aus seinen beiden Augen ließ er den Blick treten, der in ihnen geruht hatte. Ja, er tat noch mehr; mit einem tiefen Atemzuge stieß er etwas aus, was aus seiner Seele kam. Er mußte doch seinen Platz als lebende Kreatur richtig ausfüllen:

„Ja, ja, mein alter Tausendfrancsmann!"

Dann schwieg er, und Croquignole fuhr fort: „Also nicht wahr, Paulat, du bist doch mit von der

Partie! Bist du unser Paulat, ja oder nein? Du wirst doch nicht bockbeinig sein, alter Knabe! Ich lade ja alle ein, und du gehörst doch selbstredend mit dazu. Komm, wir werden dich am Kinn kitzeln, damit du in gute Laune kommst."

Wahrhaftig, Paulat hatte sich noch nicht an die menschliche Sprache gewöhnt. Er beobachtete den andern zuerst neugierig und entfernte sich dann ein wenig, wie einer, der eine Sache prüfen und deshalb von ihr einen Gesamteindruck haben möchte. Und dann brach Paulat, wie vor einem Ereignis, bei dem die Welt ihr gewohntes Aussehen verloren hat, in ein Lachen aus, das ihn durch und durch schüttelte.

„Na, na . . . nun beruhige dich nur wieder," sagte Croquignole. „Du wirst doch die Sache begreifen, Kerlchen! Ich habe großes Glück gehabt. Wir sind hier vier Kumpane. Du bist der König der Tiere, und niemand macht dir deinen Titel streitig; aber schließlich können wir doch nicht zu dritt die tausend Francs klein kriegen, du mußt unbedingt an dem Schmaus teilnehmen."

Die Worte hatten Zeit gefunden, bei ihm ein-

zudringen, und Paulat, der König der Tiere, verarbeitete sie in sich.

Er sagte:

„Nein. Mir hast du es doch nicht zu verdanken, daß du geerbt hast. Du brauchst mich also auch nicht zum Frühstück einzuladen, ich werde ebenso gut allein essen. Und dann, du weißt ja, Alter, wenn ich mich satt gegessen habe . . .“

Croquignole kümmerte sich nun nicht mehr um ihn.

Dann ging er zu den beiden andern, Claude und Felicien.

„Hört mal, liebe Kerls, wollt ihr mir übermorgen, Sonntag, das Vergnügen machen, mit mir auf dem Lande zu essen? Ich nehme alle Kosten auf mich, auch die der Reise.“

Nun dehnte sich plötzlich, als sie aus dem Bahnhofe traten, das weite Land vor ihnen aus.

Gott hatte dich im Garten Eden erschaffen, damit selbst das Gras sich deinen Schritten vermähle; und das Licht, das sich hoch oben wiegte, verschwisterte sich mit deiner Seele, die nicht weniger

beweglich war als die, welche du seitdem kennen gelernt hast; sie war voller Leben und Lust, als ob Erde und Himmel nur ein einziges gewaltiges Geschöpf gewesen seien, mit dem du ruhig hättest plaudern können.

„Meine Haut hat Löcher," sagte Croquignole. „Die Sonne dringt in sie hinein. Mein Fleisch wird ganz hell."

Ihre erste Entdeckung war erstaunlich. Ihr kennt doch die Straßen, durch die man, ohne ein Frohgefühl zu spüren, nur deshalb geht, weil man irgendwohin will; inmitten einer dieser Straßen wurde ihnen beim Gehen plötzlich ganz beglückt zumute. Heute morgen hatte die Zeit ihren Anfang genommen; der Mensch, schon ganz als Erwachsener, war zugleich mit der Erde dieses Feldes, die der liebe Gott geformt hatte, geschaffen worden. Felicien sagte:

„Mir ist, als ob ich mich in meine Heimat zurückgefunden hätte."

Sie hätten ja nun nicht weiterzugehen brauchen und sich irgendwo hinsetzen können. Sie gingen aber doch weiter, sie gingen, weil das Gehen ihnen

Vergnügen machte. Sie warfen die Beine nach rechts, sie warfen die Beine nach links, viel kräftiger als nötig gewesen wäre, um vorwärts zu kommen; und sie bewiesen sich damit, daß ihre Beine sie noch viel weiter tragen konnten.

Nach einigen Schritten erwachte ein ganz reines Empfinden in ihnen. Das Land wurde zu einer Person, zu einer Frau, wenn man will, von der man einen Schleier nach dem andern zieht, um dann jedesmal neue Wunder zu entdecken. Die Erde war unschuldig und fröhlich, sie war von einer heiligen Freude erfüllt, von einer Freude, die zu plaudern weiß; es war, als wenn ein Freund, der lange fern von uns gewesen, zurückkommt und uns seine Erlebnisse beichtet.

„Das bist du ja, Croquignole; und du, Felicien, und du, Claude Buy, der du so gar nicht redest. Ich bin so glücklich, euch einmal wiederzusehen."

Die ganze Welt schien ihnen wie ein Bruder. Die Straßen dehnten sich zuerst vor den Wanderern aus; dann, ein wenig weiter, verbargen sie sich hinter einer Wegbiegung, um sie das Glück allmäh-

lich kosten zu lassen, um ihnen Überraschungen zu bereiten. Die Bäume waren so schön, daß es ihnen so vorkam, als ob sie noch nie welche gesehen hätten: ein jeder trug tausend Blätter, und jedes Blatt war eine Lust. Die kleinsten waren durchsichtig, die größeren von einem Grün, das sie gerührt stimmte, das den Gedanken wachrief, sie bedürften wohl noch ein wenig der Pflege: man betrachtete sie, man gewann sie lieb, man half ihnen förmlich beim Wachsen. Man duzte bereits die Dinge: Du bist's, mein schöner Monat Mai!

Sie knickerten nun nicht mehr mit sich, und strahlend, jung und voller Wohlgefühl spürten sie im Innern ihres Körpers sonderbare Kräfte, die die Tätigkeit ihrer Organe belebten und steigerten. Der Magen selbst, von dem man denkt: ‚Ich muß ihn in acht nehmen, denn der menschliche Magen verlangt, daß man vernünftig mit ihm umgeht,' — ihr Magen trieb sie an, die Dinge kennen zu lernen.

„Trinken! . . . Trinken!" sagte Croquignole. „Ich will was zu trinken haben!"

Und dank einer besonderen Gnade, dank eines

jener Zufälle, die einen glauben lassen, daß das Schicksal einem besonders wohl will, war das nächste Haus eine Wirtschaft. Tische und Stühle standen vorm Haus. Die Sache war höchst einfach: man brauchte nur Platz zu nehmen, den Hut ein wenig zurückzuschieben und ruhig zu warten, bis man bedient wurde. Das weitere kam dann schon von selbst. Croquignole strich mit der Hand über den Bauch, oder wie er sich ausdrückte, über den Wanst, und begann sogleich mit ihm Zwiesprache zu halten:

„Nun, altes Haus, was soll ich dir denn mal anbieten?"

Er bot ihm zunächst einen Wermut-Cassis an. Der Wermut-Cassis hat eine doppelte Wirkung; der Wermut reizt den Magen und entwickelt in ihm eine merkwürdige Bitterkeit, die einem fast weh tut. Doch in diesem Augenblicke beginnt der Cassis*) zu wirken, mit Milde, wie Balsam, und nach dem Worte Jesu: ‚Selig sind, die da leiden, denn sie sollen getröstet werden.' Und der Trost stieg einem bis in den Mund und verließ einen nicht mehr.

Croquignole sagte:

*) Ein aus schwarzen Johannisbeeren bereiteter Likör.

„So ein Magen ist doch was Schönes. Den trägt man nun vorn zwischen seinen Armen mit sich herum. Aber es macht Vergnügen, ihn zu tragen."

Dann stand er auf:

„Jetzt ans Futtern!"

Das Essen war schon im voraus bestellt worden; ein Essen, das ganz unabhängig von den Jahreszeiten war.

Croquignole hatte gesagt:

„Es ist für Könige bestimmt. Wir wollen Wildschwein, wir wollen Truthahn haben. Wenn keiner mehr da ist, mache man frischen!"

Das Restaurant hatte einen vorzüglichen Ruf und wurde gut geleitet; man servierte die Mahlzeiten nicht draußen, weil das beständige Hinundher im Freien den Reichtum und den Geschmack der Einrichtung nicht zur Geltung kommen läßt. Doch was tat's! Der Eßsaal hatte ein Fenster. Ferner ganze Haufen von Tischtüchern, große, wuchtige Tische, geschliffene Karaffen, in denen das Wasser glitzerte; und in aufrechter Haltung, tadellos angezogen, stand ein Kellner da, der dir deine

Macht zum Bewußtsein bringt, weil ihn ein einziges deiner Worte in Bewegung setzt. Die Speisekarte war hoch und breit, es war eine von denen, die man eine Karte für zwei Hände nennen möchte; sie zwang einen zu einer gewissen Haltung: man stützte die Ellbogen auf den Tisch, die Unterarme bekamen dadurch Festigkeit und die Karte befand sich zwischen beiden Händen. Essen ist für begüterte Leute eine Sache von großer Wichtigkeit. Beim ersten Wort entfernte sich der Kellner, gedankenschwer und ganz Gehorsam.

„So laß ich's mir gefallen," sagte Felicien. „Ich bin ein freier Mann. Dem ersten, der sagt, ich hätte Frau und Kinder daheim, rate ich dringend, seine Haut in Sicherheit zu bringen!"

Sie lachten, das war die erste Äußerung ihres Glücksgefühls.

„Ruhe! — Achtung!" rief Croquignole. „Da kommt das Essen!"

Diesmal war es das wirkliche Glück. Glück zur Rechten, Glück zur Linken, Glück gegenüber! Zunächst wußte man gar nicht, auf welches man sich stürzen sollte. Nahm man Sardinen, so konnte man

keine Gänseleber, kein Heringsfilet, keinen Thunfisch noch von jenen fünf anderen kleinen Gerichten nehmen, deren man sich späterhin nicht mehr recht erinnert, aber die gleich den anderen, vor der eigentlichen Mahlzeit, vor dem ernsthaften Leben erwartungsvoll dastehen; sie gleichen Inseln, bei denen man anlegt, ehe man das Festland erreicht.

„Komm hierher, damit ich dich esse!“

Sie aßen. Man denkt, daß der Magen das, was man ihm gibt, aufnimmt und daß er es maßvoll und gerecht verteilt. Ja. Aber der Magen leistet noch mehr. Der Magen des Menschen ist bewohnt. Wenn ein Bissen in ihn hineinkommt, so stürzt sich ein ganzes Volk von Begierden darauf zu. Ein Heer. Croquignole nannte das die kleinen Reiter des Magens . . .

Hier sind sie, zum Angriff bereit; sie stürzen vorwärts: jeder will seinen Teil, aber für alle ist nichts da. Dann warten die andern, die durch den Kampf geweckt wurden.

„Ruhe! Ruhe! Es wird schon jeder an die Reihe kommen.“

Man hielt sie inzwischen mit Wein hin.

Es begab sich noch manches andere. Der Augenblick kam, wo das, was man ihnen darbot, Wildschwein war. Und dazu noch die Sauce . . . das war ein schönes Stück Arbeit.

„Zum Angriff vor!“

Das Heer bedurfte keiner Führung. Die Sauce war schwarz und herb, die Front der Reiter rückte vor. Im Handumdrehen war die erste Linie überwältigt; sie geriet in Unordnung, wurde von der Flut überschwemmt, betäubt und zu Boden gestreckt. Die zweite Linie trat an ihre Stelle. Der Ansturm bescherte ihr manche Überraschung, und mehr als einer der Reiter, den die Wogen sogleich ergriffen hatten, stürzte tot zu Boden. Doch tollkühne Burschen, die zu mutig waren, um sich mit einem Vorpostengefechte zu begnügen, hielten sich noch und gingen zum Angriff vor. Die dritte Linie entschied den Sieg. Man brauchte nun nicht mehr zu kämpfen: der Feind war darauf gefaßt. Es gab ein richtiges Gemetzel. Das dichte Fleisch des Wildschweins scheint bis in seine kleinsten Teile hinein geschwollen und durchtränkt von einem Saft, der zäher ist als der dunkler Weintrauben. Man

hätte denken mögen, daß das Heer sich auf zeitlebens sättigen wolle.

„So geht's schon besser," meinten Claude und Felicien. „Ja, aber wir haben noch Reserven," erwiderte der andere.

Man brauchte sie nicht sogleich.

Es erschien dann aber eine Truthenne, eine ganze Truthenne, eine saftige goldgelbe Truthenne, deren Farbe zart wie der Teint einer Frau war. Es war ja ein bißchen verrückt. Doch was tat's! Die Massen kamen in Bewegung. Die Reiter empfingen die Huldigungen, die man ihnen darbrachte. Es gab Schenkel, Flügel; das Weiße nannte man Filet. Die Schlacht war gewonnen; die stattlich zu Pferde sitzenden Reiter feierten einen harmonischen Sieg; ohne Übereilung, wie bei der Parade, rückten sie vor, kreuzten hin und her und bildeten Kolonnen, als wollten sie, damit das ganze Heer an dem Ruhm teilhätte, auf jede persönliche Auszeichnung verzichten. Es tauchten noch immer neue Reiter auf, selbst die letzten wurden mit Ehren überhäuft; man mußte an die Abende des Spitzenkrieges denken. Croquignole machte der Sache ein Ende:

„Reiter, absitzen!“ rief er.

Man war sehr freundlich gegen sie, eine Eisbombe belohnte ihre Heldentaten.

Es war Himbeereis, aber es war noch mehr als das. Das Eis fügte zu dem Himbeerduft seine Frische und Lebendigkeit, es löste sich auf und überschwemmte alles, wie wenn während der Schneeschmelze im Frühling alles in den Wiesen zu einem unruhig flutenden Wasser wird. Sie nahmen es regungslos, aufmerksam, mit innerer Sammlung entgegen, mit einem leisen Erinnern und Vergleichen. Dann, als es vorüber war, blieb jeder auf seinem Platze, um diesen Lenz zu genießen.

Der Käse bereitete sie auf die Früchte vor. Da es Frühjahr war, lagen die Früchte in Schachteln verpackt, und in den Schachteln befand sich noch ein weißes, weiches Stroh.

„Wie hübsch das aussieht,“ sagte Felicien. „Denk, Alter; für uns hat man das alles gemacht!“

Dieses Mal handelte es sich um ein uneigennütziges Vergnügen. Gewiß, die Reiter waren noch auf ihrem Platz, aber ohne Lärm, ohne Prachtentfaltung, ganz so wie die anderen Bewohner.

Bisweilen weckte man sie, um zu sehen, ob sie nicht etwa gestorben seien.

„Der Waffenplatz hält sich gut," sagte Croquignole.

Die Weintrauben leisten zuerst Widerstand, aber man packt sie richtig an, gebraucht seine Zunge wie einen Hebel und bewirkt so, daß sie zerplatzen und ein klares Wasser, das ihre Seele ist, heraustritt; man möchte fast denken, daß von den Weintrauben alles Wasser herrührt. Doch dann gab es noch Birnen. Birnen ißt man nicht mit dem Munde, Birnen gehören ins Reich der Gefühle. Dich selbst findest du dann wieder, einen vergessenen Winkel deiner Seele, und du entdeckst ein einfaches Herz in dir; und weil du gar nicht mehr recht weißt, ob du trinkst oder ißt, scheint es dir, als ob die ganze Welt ihre Gesetze gemildert habe. Du erhebst dann deinen Kopf, den Kopf eines überglücklichen Kindes.

Endlich waren sie fertig.

„Ach," sagte Felicien, „mir ist, als hätte ich eine Reise um die Welt gemacht."

Und da sie gute Kerle waren, mochten sie, um

Croquignole nicht zu kränken, eine letzte Flasche Bordeaux nicht ablehnen, zu der er sie noch eingeladen hatte.

Es war ein Uhr mittags. Der Frühling mochte nicht auf seinem Platze bleiben, er ergoß sich über die Straßen, die Baumkronen; es wurde ihm zu eng unter dem Himmel, und so schlüpfte er in alle Löcher. Ob gern oder nicht, man mußte ihn schon bei sich aufnehmen. Durchs offene Fenster, frei und sorglos, sprang er mit einem Satz.

„Er gehört halt nicht zur Verwaltung," sagten sie.

Überall berührte er die Dinge, doch dann begnügte er sich nicht mehr damit; er riß sie mit sich fort. Bisher dachtet ihr, daß Tische unbeweglich seien, tote Gegenstände, und daß Stühle nur zum Sitzen dienten. Ach, seid doch ruhig! Die ganze Welt ist belebt. Ich sage euch, daß die Tische wachsen werden, ich sage euch, daß sogar die Stühle ihren Lebenssaft wiedergefunden haben, daß alles vor Leben birst, daß der Frühling durch die Mauern dringt. Und dann die Bäume, die ihr auch tot geglaubt hattet!

„Wir wollen unsere Röcke ausziehen, um gegen die Zivilisation zu protestieren," sagte Felicien.

Sie taten es mit einem Ruck. Dann streckten sie einen Arm rechts, einen Arm links aus; sie fühlten eine Biegsamkeit in ihren Gelenken, die ihre Bewegungen ins Riesenhafte zu verlängern schien. Nun waren sie wirklich Männer; unter ihren Hemdärmeln spürten sie ihre Haut. Und dann kam noch der Kaffee, den sie eilig hineinschlürften. Den Likör servierte man ihnen in Flaschen, die Zigarren in Kisten.

„Ich komme mir vor wie ein Luftballon," sagte Croquignole. „Wenn du mich aufbläst, steige ich in die Luft."

Mit einer Bewegung ihres Kopfes stiegen sie in leichtere Zonen.

„Und das ist ja noch nicht mal für tausend Francs!"

Der Branntwein ermutigte sie wie ein Ratschlag, den man scheinbar unbeabsichtigt gegeben hat, und der auf den richtigen Boden gefallen ist. Die Eroberung der Welt dünkte ihnen leicht: es

schien, daß der Branntwein ihnen den halben Weg abnehmen würde.

Die Zigarre unterscheidet dich von dem großen Haufen der Menschen. Sie auszusuchen ist eine Wissenschaft, sie richtig würdigen zu können hebt dich hoch über eine Welt von Angestellten hinaus, zu der du einst gehörtest; du hältst sie mit leichter Eleganz zwischen den Fingern, und ähnlich würdest du alle die Dinge zu halten verstehen, die den Reichen gehören.

So hatten die drei ihren Körper kennen gelernt, sie hatten bald begriffen, was für Genüsse sie durch ihn haben konnten, und es schien ihnen, als ob sie jetzt das Weltproblem gelöst hätten und dem wahren Leben entgegengingen.

Auf allen Wegen, am Flußdamm entlang, war die Erde voller Leben; zur Linken bildete sie einen Hügel, und jenseits von ihm gab es noch eine Welt. Zu beiden Seiten, und weiterhin, auf der anderen Seite des Flusses, dehnte sie sich in den Feldern, in den Wiesen aus, tauchte aus den Wassern, bildete Inseln, wo Blumen, Hecken, Bäume dichtgedrängt in die Höhe schossen, gen

Himmel stiegen, sich im Lichte badeten und von einem leichten, lustigen Wind besucht wurden. Sie war unter deinen Füßen, weich, elastisch, und hättest du einen Schritt getan, so wäre sie unter ihm emporgeschnellt, um ihn weiter zu tragen. Es scheint, daß die Erde einem beim Gehen hilft. Begeisterung packt dich und lockt dich hinaus; und wenn du nur bereit bist, nachzugeben, reißt sie dich vom Essen, von den Likören, den Zigarren und allen Tafelfreuden fort.

„Aber das ist ja noch längst nicht für tausend Francs!“ rief Croquignole.

Die Marne floß, breit und geruhig, stromabwärts, dem Meere, der ganzen Welt zu. Irgend ein Gott, der in den Flüssen lebt, führte sie schönen Abenteuern entgegen.

Und das Wasser vergnügte sich an den Uferrändern; es umspülte die Inseln und versuchte ihnen beim Vorüberfließen kleine helle Wellen anzuhängen, die gleich wieder mit dem Klang eines lustigen Lachens herabfielen. Reizende Wellen, Wellen für Kinder, sprangen ein wenig aus der Flut und glitzerten im Sonnenlicht wie eine Schar

kleiner, weißer Leiber. Und dann die Schmiegsamkeit, die Schnellkraft, der leis wogende Spiegel des Wassers.

„O, diese Marne," sagte Felicien, „wie ist sie hübsch."

„Fahren wir Boot!" rief Croquignole.

Die Erde genügte ihnen nicht mehr; Schritte sind Schritte, man hat ihrer schon genug getan.

„Nun werden wir nicht mal alles aufessen können. Marne, du hast uns besiegt!"

Croquignole rief den Kellner; die Rechnung betrug noch nicht einmal hundert Francs!

Zunächst hätte man denken mögen, daß sie eine einheitliche Gruppe bildeten, wegen der gläubigen Zuversicht, die sie beseelte. Croquignole, der rot aussah, die Brust herausdrückte, und bei dem jede Gebärde wie eine ganz natürliche Bewegung schien, hatte eine sehr sichere Haltung; er schritt einher in seiner Jugend und Kraft, nichts lastete auf ihm. Er hatte zwei kurze Arme: was im Bereich seiner Hände war, war seinem Munde noch näher. Felicien war ernst und nachdenklich inmitten des Glücks, alles war gesammelt in ihm; er ging

mühsam, bewahrte seine Freude in sich und wachte über sie, als ob er befürchtete, daß ihm in einem Augenblicke der Unachtsamkeit ein Teil davon verloren gehen könnte. Sein Bart war hell, seine Augen blickten ringsumher, und als sie endlich bemerkt, daß Gott alles für das Glück vorhergesehen hatte, strahlten sie rückhaltlos ihre Lebensfreude aus. Claude Buy ging, ohne ein Wort zu sagen, neben ihnen her, wie einer, den man führt; mit einem schwarzen Bart und einem Lachen, auf das man sicher rechnen konnte, wenn man nur den Mund auftat. Es war ein derbes, hellklingendes Lachen; vielleicht überkam es ihn deshalb, weil er noch nie ein Vergnügen kennen gelernt hatte und nun umsomehr darüber erstaunt war. Doch dann verschloß er sich wieder in sich selbst; die andern plauderten, und er hörte zu.

„Nun, Freund, bist du zufrieden?“ fragte Croquignole.

Er lachte.

Aber als sie beim Bootshaus ankamen, war er wieder so schlicht in seinem Wesen wie sonst. Sie nahmen ein dreisitziges Boot. Felicien setzte sich zuerst hinein, dann kam Croquignole.

„Na, Claude!“

Er erwiderte:

„Nein, ich fahr nicht mit.“

„Hast du denn Angst?“

„Nein, aber ich sage dir, daß ich nicht mitkommen will.“

„Nun mach doch zu, du Angsthase!“

Man versuchte ihn bei den Beinen hineinzuziehen, doch er wich zwei Schritte zurück.

„Nein, mein Lieber. Du weißt, ich fürchte nicht zu ertrinken, ich kann schwimmen.“

„Aber nun laß uns doch den Abend zusammen verbringen!“

„Das können wir ja auch, ich werde euch eben erwarten. Kümmert euch nur gar nicht um mich. Ich mache einen Spaziergang. Das ist nun mal so. Wenn ich mich eine Weile amüsiert habe, ist es mir hernach ein Bedürfnis, mich wieder ruhig auf mich zu besinnen.“

„Na also dann nicht!“ Sie waren abgestoßen, sie ruderten fort.

„Auf Wiedersehen. Trink derweile einen Likör. Trink zwei, drei. Ich lade dich ein.“

Sie winkten ihm von der Mitte des Flusses zu. Er blieb einen Augenblick stehen, um ihre Grüße zu erwidern.

Als er sich umwandte, fühlte er sich ganz glücklich. Sogleich betastete er sich, wie um mit Hilfe seiner Finger festzustellen, wer er denn eigentlich sei. Sein Bart war dicht und ließ den Wangen nur wenig Platz, zum Vorschein zu kommen. Er fand sie indes, sie waren hart und mager, und als ob er nur in seinen Knochen er selbst gewesen wäre, als ob es nottäte, daß sein Gerippe überall heraustrat, zogen sich seine Wangen den Backenknochen entlang und ließen sie sichtbar werden. Traurig, zäh, steinhart, liebte er sich so gut wie ein anderer; er fuhr mit den Händen übers Gesicht.

„Was ist denn los? Was ist denn los?"

Mein Gott, das war ganz von selbst gekommen.

„Was für ein Mensch bin ich denn, daß meine Seele mich in diese Stimmung versetzt!"

Und er begann laut zu sprechen, damit seine Gedanken noch mehr Wirklichkeit bekämen.

„Ich hab es nicht gewollt . . . Das heißt, nein, ich bin es nicht, der nicht gewollt hat . . . Es ist

jemand, der in mir haust, der mir überlegen ist und der es nicht für nötig hält, mir immer seine Gründe anzugeben."

Immer mußte er folgen: bald hier-, bald dorthin; er sah nach links, denn rechts hätte er den Fluß und das Boot bemerkt. Sein Kopf war erfüllt von dem andern, er leitete ihn noch weiter in sich hinein und räumte ihm einen Platz in seinem Herzen ein. Er sprach mit sich selber von ihm:

„Du siehst, Kamerad, du hast einen Begleiter."

Er war ein wenig stolz darauf, wie einer, der nicht aller Welt zu gleichen glaubt und sich für einen Auserwählten hält. Es kamen ihm ja auch Gedanken, wie sie andere nicht haben.

Als Claude Buy noch in seinem Heimatdorf lebte, war eins der Nachbarhäuser von Jean Morentin bewohnt. Da er sich nie ordentlich hatte satteſſen können, kannte Jean Morentin die Aufnahmefähigkeit seines Magens nicht. Man glaubte daher, daß er infolge seiner Unwissenheit die erlaubten Grenzen beim Essen einmal überschreiten und bei Tisch ersticken würde. Bisweilen kamen nun Tage, an denen Jean Morentin nicht arbeitete.

Abends zuvor hatte man ihm seinen Lohn ausbezahlt: ein Zweifrancsstück befand sich im Hause. Sicherlich stellte er dann die folgende Erwägung an: ‚Ich habe heut nichts zu tun, da will ich es mir doch auch mal gut gehen lassen!‘

Jean Morentin kaufte sich also ein Fünfpfundbrot, und den ganzen Tag lang saß er an seiner Hausschwelle, hielt in seinen schwarzen Händen ein Stück Weißbrot, stopfte sich riesengroße Bissen in den Mund und kaute mit Backen, Zunge und Zähnen. Wenn er mit dem Stück fertig war, fing er von neuem an; er ging die beiden Türstufen hinauf, nahm das Brot, das er auf dem Tische gelassen hatte, und säbelte mit dem Messer bis zum Abend an ihm herum. Im Vorbeigehen fragte man ihn wohl: „Was treibst du denn da, Jean? Arbeitest du denn nicht?“ Er erwiderte dann: „Nein, ich esse!“

Und Claude trug Jean Morentin in sich und wollte ihn nicht verlassen; er fühlte sich ein bißchen verantwortlich für ihn.

Der Nachmittag war so schön wie der Morgen. Die Luft war unendlich, die Luft war in unzählig

viele kleine Teile gespalten, und jedes Teilchen drang beim Atmen tief in ihn ein und war ganz mit Sonne gesättigt. Es schien, als ob die Luft allein die Menschen hätte ernähren können. Der Schatten war durchsichtig, und die Vögel aus den Feldern flatterten von Zweig zu Zweig, als wollten sie während des Fluges einen Sonnenstrahl, der zwischen den Blättern hindurchglitzerte, erhaschen. Sie verfehlten ihn und machten dann: „Kiwit! Kiwit!"

„Warum kann ich denn nicht wie die Vögel ‚Kiwit, Kiwit' machen?"

Und Claude gab sich seiner Stimmung hin, — die Welt war nicht mehr für ihn vorhanden.

Ja, Jean Morentin wußte nicht, wie man zu essen hat. Dies Vergnügen ist nicht so einfach, an dies Vergnügen muß man gewöhnt sein, um sich richtig dabei zu benehmen.

Dann blickte er umher, um zu sehen, ob die Dinge ihm recht gäben.

Die Dinge gaben ihm nicht recht. Die Marne floß, sie floß glatt und ruhig dahin, und wie er auf sie hinabblickte, sah er sie sich hindehnen, mit einem kleinen Boot dort unten, mit dem unend-

lichen Raum, mit all dem, was man nicht kennt; es war wie eins jener Bilder, die man einst in Büchern gefunden hat, wo der Kongo fließt, und wo in einem Leben, das keine Grenzen kennt, eine schaukelnde Pirogue dahinfährt, die von zehn Schwarzen bemannt ist.

Auch Claude fühlte fünf Minuten lang ‚ein Leben ohne Grenzen'; dann ging er weiter, um zu sehen, ob es überhaupt möglich wäre, von diesem Flecke fortzukommen.

„Na, Alter, so verjage doch deine Grillen! Es geht dir doch gut. Deine beiden Freunde sind dort unten im Schiff; du hast sie verlassen, du wolltest Zeit haben, dich auszuruhen. Du wirst sie bald wiedertreffen."

Und er zog den Kopf in die Schultern, schlenkerte mit den Armen, ging und ging und versuchte, nicht mehr zu denken.

„Hier bin ich also. Und eine Stunde voller Glück verlebe ich nun."

Ach, mit Worten war das ja gar nicht auszudrücken. Es wäre auch nicht richtig zu sagen, daß Claude dachte: Es dachte in ihm.

„In mir wohnt jemand," sagte er zu sich.

Dann gab er sich jenem hin. Er führte Jean Morentin mit kleinen, sanften Schritten spazieren: am Flußufer entlang, dann auf einem Fußsteig und überall dort, wo Platz war zum Gehen. Er war ordentlich ein bißchen stolz auf seinen Begleiter, und er begann mit ihm zu plaudern.

„Nun denk mal, Jean Morentin. Hundert Francs haben sie ausgegeben. Mit hundert Francs hättest du monatelang leben können. Du hättest mal eine richtige Mahlzeit kennen gelernt und gewußt, daß man danach keinen Hunger mehr hat. Mit hundert Francs hättest du essen gelernt."

Claude war weder sehr heftig noch sehr anspruchsvoll.

„Jean Morentin, es gibt nicht nur Suppe und Brot; es gibt auch Käse. Es gibt sogar Käsesorten, die sehr teuer sind."

Dann machte er ihm allerhand vertrauliche Mitteilungen.

„Mir ist ganz merkwürdig zumute, wenn ich mal so üppig esse. Gewiß, mir schmeckt alles. Doch ich komme mir dabei höchst sonderbar vor. Denk

dir nur, ich komme mir wie ein Schwein vor. Allzu lange habe ich mich einschränken müssen. Nun vermag ich gar nicht mehr anders als sparsam zu leben."

Dann klopfte er ihm freundschaftlich auf die Schulter.

„Siehst du, Alter, wir sind arme Leute. Die Armen, das ist wie eine Brüderschaft. Wenn ein Armer des Weges daherkommt, so geht da nicht irgend ein einzelner Armer: er ist der Arme! Und darum gehe ich hier mit dir spazieren. Du kennst doch wohl die Mönche? Nun, mit denen verhält es sich gerade so."

Allein an seinem Gange hätte man sehen können, was in ihm vorging. Er ging nicht mit seinem ganzen Körper, wie Leute, die häufig und zu ihrem Vergnügen spazieren gehen. Er ging mit seinen Beinen wie die Arbeiter, die sich den ganzen Tag über abgemüht haben, und die abends nur gehen, um heimzukommen; da sie müde sind von ihrer Hände Arbeit, so bewegen sie sich in der Schulterngegend so wenig wie möglich. Und dann neigte sich Claude auf die eine Seite und behielt

die vornübergehängte Haltung bei, die eine Folge seines Berufes war.

Ein wenig später entdeckten Croquignole und Felicien ihn vom Flusse aus, als er am Ufer entlang ging. Sie riefen:

„Heh! Da unten landen wir!“

Ohne Hast glitten sie dahin. Dann beschrieben sie, die voller Jugend und Anmut und von der Schönheit ihrer Bewegungen ermutigt waren, auf dem braunen Wasserspiegel mit kleinen, leisen Ruderschlägen einen gewaltigen Kreis, der im Verlauf der Fahrt immer stattlicher wurde und mit großer Kunstsicherheit sich am Ufer, das gewissermaßen die Tangente bildete, vollendete.

„Hier haben Euer Gnaden das Boot zurück,“ sagte Croquignole, als er es wieder ablieferte.

Dann zahlte er.

Croquignole wie Felicien schienen voller Kraft. Kaum hatten sie den Fluß besiegt und wieder festen Boden unter den Füßen, als sie auch schon mit erhobener Brust losmarschierten.

„Ihr bringt Seegeruch mit,“ sagte Claude.

„Weiber brauchen wir!“ rief Croquignole.

Felicien lachte, er folgte Croquignole:

„Croquignole, ich habe die Nordsee durchquert. Mir ist's, als ob wir jetzt im Reiche der Franken gelandet wären."

Doch Croquignole verscheuchte rasch alle Bilder und literarischen Reminiszenzen.

„Erst mal was trinken!"

Eine Wirtschaft; sie setzten sich vors Haus. Das Bier wurde in kleinen Gläsern verschenkt.

„Bringen Sie gleich zehn!" bestellte Croquignole.

Das sagte er vollendet. Die ersten Schlucke räumten gehörig in den Gläsern auf. Denn, da sie ja Matrosen waren, wußten sie sich nach dem Landen nicht zu zügeln.

„Ich bin wie geladen," sagte Croquignole. „Ich bin voll wie eine Haubitze. Jetzt müßte man schießen dürfen. Aber ich kann doch nicht in die Felder schießen."

Dann ging alles wie bei einem Ansturm. Rückkehr, Bahnhof, Eisenbahn, Reise. Wie schade, daß die Gedanken die Züge nicht schneller vorwärts treiben können. Paris. Die Tramway Montrouge — Gare de l'Est: schon setzt sie sich in Bewegung.

Man hatte einfach vergessen, eine Droschke zu nehmen. Das Geräusch des Wagens war weniger lärmend als das, was sich in den Köpfen begab.

Boulevard St. Michel, Haltestelle, Aussteigen, zwei Frauen.

Die große ist von stattlicher Erscheinung, die kleine eine Frau, wie sie einem auf Schritt und Tritt begegnet.

Croquignole macht sich an sie heran. Er spricht gleichzeitig zu beiden:

„Ich bin der Schutzherr des Boulevard St. Michel. Sie sind hier bei mir.“

Sie lachten. Jemand hat gesagt:

„Die siegreichen Heerführer riechen nach Kraft.“

Sie wurden durch den kräftigen Geruch verführt.

Ein Café war in der Nähe. Croquignole, mit einem Lachen um die Lippen, schob sie dort hinein:

„Da ist Leben!“

Sie hatten nur einmal aus der Stadt herauszukommen brauchen . . .

Die Größere hieß Fernande; die Kleine fragte man nicht nach ihrem Namen, sie gehörte einfach zu ihrer Freundin.

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

Erst acht Tage später fand Croquignole Zeit zu reden. Frau Fernande sprach zuerst:

„Es handelt sich ja hier nicht ums Geld, Kleiner. Ich weiß wohl, daß du gentil bist und für alles aufkommen wirst. Aber du mußt mir doch immerhin ein paar Winke geben. Natürlich sehe ich, daß du kein Köhler bist. Und wärest du einer, so würde ich mich auch dann deinen Verhältnissen anzupassen wissen. Siehst du, die Frau vermag jedem Geschmack gerecht zu werden, sie vermag sich nach jeder Vermögenslage zu richten. Und daher muß ich wissen, welches deine Absichten inbezug auf mich sind. Man kann die Geliebte eines Angestellten sein, die sich nett anzieht und sauber hält. Das kommt nicht sehr teuer. Aber ich denke mir, so etwas kann dir doch nicht genügen, denn du bist jung und lebst in guten Verhältnissen. Alles

hängt davon ab, zu welchen Opfern du bereit bist. Die Frau gleicht den großen Warenhäusern, sie gibt einem, was man verlangt. Weiß Gott, es gibt Frauen, die es verstehen, sich anzuziehen. Es gibt Frauen, die einen Körper haben: das kann man noch ‚Frau‘ nennen. Glaube mir, daß sie ihn pflegen! Du siehst, ich bin ganz offenherzig. Sag mir nur, was für ein Genre du willst: Möchtest du so ein Durchschnittsweibchen? Möchtest du eine ganz einfache? Auch die hat ihre Vorzüge. Oder verlangst du Eleganz? Denk darüber nach! Ich will deine Entschließungen nicht beeinflussen. Nur das laß dir gesagt sein, man kann das nicht alles für das gleiche Geld haben.“

Als Frau Fernande geendet hatte, waren wohl ihre Worte verflogen, aber ihr Mund war noch da. Man sah die beiden Lippen; da sie nicht mehr durch Worte verführen konnten, verführten sie nun durch ihre Form und ihre Farbe. Hinter ihnen befanden sich zwei Reihen sorgfältig gepflegter Zähne. Croquignole erwiderte:

„Ich kann nur eine Frau großen Stils brauchen!“

Sie meinte:

„Entscheide dich nicht so leichthin, Kleiner. Ich möchte nicht, daß du mir späterhin Vorwürfe machst. Betrachte zum Beispiel meine Hände. Es gibt Leute, die die Hände der Köchinnen ebenso schön finden. Das ist eben Geschmackssache. Ich habe heute nachmittag meine Hände gepflegt, damit du dir mal ungefähr einen Begriff machen kannst. Na, das kann man doch noch Hände nennen! Sie sind licht wie der Tag, und du kannst hindurchsehen. Ich werde nicht mit der Zeit sparen. Weißt du, wie lange ich gebraucht habe, um meine Nägel zu polieren? Eine halbe Stunde! Aber wie glänzt das nun auch — da lohnt es sich doch noch, Nägel zu haben! Nur, ich wiederhole dir, sieh dir das ordentlich an; wenn du für so etwas nicht empfänglich bist, laß uns was anderes suchen!"

Er begann zu lachen, während sie noch sprach. Ganz plötzlich war ihm ein Einfall gekommen. Er fragte:

„Und die Füße?"

Frau Fernande rief:

„Da sieht man's, du willst dich lustig machen.

Sag es mir lieber nur gleich. Aber mokier dich nicht, Kleiner! Die Frau, die einen Fußarzt nimmt, versteht von der Sache nichts. Nur man selbst kann soviel Sorgfalt und Geduld auf die Füße verwenden, wie sie brauchen. Sieh, ich will dir ja keinen Stein in deinen Garten werfen: Aber die Männer bleiben doch immer dieselben. Man soll bei ihnen im Bett ganz ohne Fehl sein; aber kaum bewilligen sie einem auch nur die bescheidensten Mittel hierfür."

Croquignole rief:

„Herrgott noch mal, das will ich doch gerade: einen kleinen Körper, der rund und warm ist wie eine Brioche*). Wie etwas Nahrhaftes muß er duften. Und für deine Füße werde ich dir drei Sous extra bewilligen!"

Frau Fernande sagte gelassen:

„Also gut! Ich denke, ich habe dich verstanden. Wenn du meinen Vorschlag annimmst, wirst du es nicht zu bereuen haben. Mir ist das auch so viel lieber. Ich weiß, wozu ich mich verpflichte, und ich versichere dir, daß das allerhand Mühe kosten wird.

*) Ein französisches Gebäck.

Aber du kannst auf mich zählen, du sollst eine Frau haben, wie du ihrer noch nicht viele gesehen hast. Natürlich, wenn du dir das Recht nimmst, anspruchsvoll zu sein, verlange ich auch die gleichen Rechte. Eine Hand wäscht die andere. Und dann beherzige das, Kleiner: Dem Körper einer Frau die nötige Pflege zu geben, verursacht allerhand Unkosten. Und dabei brauchst du mir noch nicht mal die hierauf verwandte Zeit zu bezahlen."

Croquignole erwiderte:

„Mach dir keine Sorgen! Ich kenne meine Pflicht!"

Es war eines Abends, nach dem Essen. Es war in dem Augenblicke, wo er sagte: „Wahre Wunderdinge begeben sich in meinem Leibe." Er spürte deutlich seinen Magen, und vom Kopf bis zu den Füßen fühlte er sich wohl. Nachdem er all die vorhergehenden Nächte bei Frau Fernande geschlafen, und, wie er sich ausdrückte, seine Lebern beruhigt hatte, bemerkte er voller Stolz, daß sich auch in seiner Tasche wunderbare Dinge begaben. Er hatte sich noch nicht an seinen Reichtum gewöhnt, seine Tasche erschien ihm wie ein neues Organ. Croquignole war gesund: auch das neue

Organ erfüllte seine Funktionen; wie einem Naturgesetze folgend, zog er hundert Francs daraus hervor:

„Schaff dir was Schönes dafür an!“

Frau Fernande besaß viel Takt.

„Sei sicher, Kleiner, daß ich sie gut verwenden werde. Ich gehöre nicht zu den Frauen, die knausern, um sich kleine Vorteile zu verschaffen. Du gibst mir hundert Francs für die Toilette, also werden sie auch dafür ausgegeben! Ich werde dich auch heute nicht um mehr bitten. Nur mußt du mir wenigstens zwei Tage Zeit lassen, um mich ordentlich in Stand zu bringen. Während dieser zwei Tage werde ich nicht viel Vergnügen haben. Das wundert dich wohl! Aber glaub mir, Kleiner, bei einer Frau gibt's viel Arbeit. Doch ich verspreche dir, daß du zufrieden sein wirst.“

Frau Fernande dachte anständig. Sie hatte viel zu tun in dieser Zeit, und sie pflegte zu sagen:

„Die Männer denken immer, eine Frau sei weiter nichts als ein nackter Körper in einem Hemde!“

Aber dieser nackte Körper hatte schon seine Bedeutung. Da waren zum Beispiel die Augenlider.

Du schenkst deinen Augenlidern weiter keine Beachtung; wenn sie dir nur richtig über die Augen gleiten, ist für dich ihre Bedeutung erfüllt. Frau Fernande dachte jedoch anders. Sie fand, daß der Respekt vor dem Körper sich bis auf die Augenlider auszudehnen habe. Die Natur beschenkte die Frau mit allem, dessen sie bedurfte, um verführerisch zu sein; doch kostbare Geschenke müssen auch recht zur Geltung gebracht werden, in den vornehmen Häusern sieht sie mehr als ein Diener täglich nach, damit nichts von ihrem Glanze verloren gehe. Der ‚Augentau‘ verleiht den Augen, den Lidern, den Wimpern und Augenbrauen Schönheit. Er enthält aromatische und färbende Pflanzensäfte, entfernt die dunklen Ringe und die Schwellung der Lider; gibt ihnen einen rosigen Teint, macht sie fest, straff und leuchtend. Die Frau ist viel achtsamer als der Mann. Du hattest ja nicht einmal bemerkt, daß dies alles nötig war.

Zu dieser Zeit gab es für Frau Fernande viel zu tun. Die Körperoberfläche einer Frau ist doch recht beträchtlich im Verhältnis zu der Oberfläche der Augenlider. Nun gibt es ja Stellen, über die

man mit Schwamm und Seife schnell hinfährt, Partien, die man einmal gründlich wäscht, und auf die man dann nicht mehr zurückkommt. Aber dann gibt es auch Stellen, wo die Frau besondere Reize hat, und die sie zu dem Range erheben, die sie bei den Männern einnimmt. Die müssen dann sorgsam überwacht werden, man muß sie vor jedem Schaden behüten und sie mit ins Programm der täglichen Gewissensprüfung aufnehmen. Widmete sich Frau Fernande ihrer Toilette, so machte sie oftmals zwischen Kopf und Füßen halt. Selbst an Stellen von geringerer Wichtigkeit hielten sie ein Flaumhaar, irgend ein Fehler der Haut bisweilen eine Viertelstunde lang auf.

Aus diesen Sitzungen ging sie noch immer unvollkommen hervor. Croquignole wartete auf sie; sie hatte versprochen, pünktlich zu dem verabredeten Stelldichein zu erscheinen; dann hieß es, sich flink einreiben, massieren und pudern; aufs einzelne konnte sie nicht eingehen, sie mußte das Kunstwerk in seiner ersten Fassung geben, ohne alles recht zur Geltung gebracht zu haben. Croquignole nannte das: das Feuer schüren. Wie oft hindern doch die

Männer die Frauen daran, vollkommen zu werden.

Manche Arbeiten konnte sie nur alle zwei Tage vornehmen, für andere mußte sie einen Urlaub erbitten. Sie sagte:

„Also morgen abend komme ich erst um acht Uhr."

An diesen Tagen fühlte sie sich leben. Ihr Körper war ihr dann auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Zwischen den Essenzen, Ölen, Wassern, Pasten, Flakons, Schachteln, Bürsten, Schalen, Nagelfeilen bewegte sie sich wie inmitten einer Freundesschar.

Manchmal gab es entzückende Überraschungen. Ein roter Fleck, ein schwarzer Punkt, eine Blüte verschwanden schon gleich noch der ersten ‚Applikation'. Die Haut der Frau gewann an Platz und wandelte sich unter ihren Fingern. Sie fühlte dann ihre Macht, der Erfolg ermutigte sie; in diesem Schweigen, diesem Glücksgefühl war ihr Kopf ganz voll von ihren Arbeiten, sie wußte, daß sie ihr Ziel erreichen würde, und so suchte sie wie ein Held, mit den Waffen in der Hand, das Aussehen der Welt umzugestalten.

Es gelang ihr. Die Nächte bewiesen es. Endlich war es so weit, die Frau ruhte im Bett! Croquignole ließ nicht lange auf sich warten. Man sollte denken, daß die Männer frieren: Ein Freudenschrei entringt sich ihnen bei der Berührung des warmen Frauenleibes. Und sogleich nehmen sie Besitz von ihm. Croquignole, mit bebenden Händen, betastete ihn überall. Er verweilte bei einer schönen Partie, betrachtete sie eingehend, berührte, befühlte und drückte sie. Zwischen dem Kopf und den Füßen gab es viel schöne Partien. Er brauchte ein richtiges Kannibalenwort:

„Das ist doch noch wirkliches Fleisch!"

Wie schön das war. Aber noch schönere Dinge gab es. Man braucht nur ein wenig achtzugeben, um zu begreifen, mit wem man es zu tun hat. Nach kurzer Zeit handelt es sich nicht mehr im allgemeinen um Haut und Fleisch, sondern um diese besondere Haut, um dieses besondere Fleisch. Einer Lampe Lichtschein auf einem entblößten Arme hatte genügt, um seine geheime Schönheit zu offenbaren.

Mit den Augen, dem Munde, den Nasenflügeln

betrachtete, kostete er sie, sog er ihren Duft in sich ein. Er untersuchte und betrachtete diese Frau mit einer Begeisterung, als ob er sie zum ersten Male gesehen hätte. Hier, in einer Welt, die so bedeutsam war, daß alle Vorzüge aufs allerstärkste zur Geltung kamen, schien eine Schattenlinie, die sich in die Weiße der Haut grub, der schönste aller Vorzüge; der Mann verweilte lang bei ihrem Anblick, denn sie gab ihm die Empfindung des Schönen. Er war Gott dankbar dafür, daß er der Frau gerade diese und keine andere Gestalt verliehen hatte. Weiterhin schien das Leben edel und besonders, weil die Haut, statt kunstlos zu glänzen, das Licht in sich aufsog, es ruhig und milchfarben über ihre Oberfläche hingoß; und indem sie einen kostbaren Körper, der ohne eitlen Prunk war, umhüllte, schien sie der Luxusgegenstand eines Mannes von erlesenem Geschmacke zu sein.

Croquignole sprach jetzt nicht mehr von Fleisch. Er brauchte ein Kennerwort:

„Rassiges Weib!“

Überall spürte man Sanftheit, Wohlgeruch, Lebenswärme, einen gepflegten Körper, auf dem

man jene vernachlässigten Partien der Haut nicht fand, über die die armen Frauen einfach hinwaschen. Und überall war sie Weib. Man verweilte bei der Stelle, an die man gerade geraten war. Immer wieder mußte der Mann die Entdeckung machen, wie die Frau alles und selbst die unwesentlichsten Körperteile gepflegt hatte. Es schien, als ob sie ihn dort erwartet hätte: vollkommen wie eine Blume hatte sie sich machen wollen. Und der Mann sagte sich: ‚Nur für mich hat sie das alles getan.‘

Dann richtete sich Croquignole in hellem Stolze auf, umschlang Frau Fernande, fuhr mit dem Munde über sie hin und küßte, wohin er traf. Das Spiel lohnte sich. Er sagte:

„Hier gewinnt jedes Los!“

In solchen Augenblicken weiß die Frau, daß ihre Bemühungen geglückt sind. Sie brauchte nichts zu reden, es genügte, daß sie da war. Sie war ziemlich groß und nahm allerhand Platz ein: sie dehnte sich, gab sich jeder Liebkosung hin und wartete zunächst ab, was von ihr dem Manne am besten gefallen würde. Sie bot ihm das dar,

hob ihre Hüften, nahm gewisse Posen ein; so erleichterte sie ihm seine Huldigungen, und bisweilen reizte sie ihn dazu. Und um den Geliebten in einer Verfassung zu sehen, daß ihm Hände, Zunge und Zähne nicht mehr genügten, seinen Besitz zu kosten, um zu sehen, wie er seine beiden Wangen gegen sie preßte, als ob er seinen Mund vergrößern und noch mehr von ihr in sich hineintrinken wollte, erprobte sie die Bedeutung der Crème Simon, von Parfums und hygienischen Waschungen, von Augen- und Nagelwassern, von Enthaarungsmitteln und Haartinkturen. Vielleicht gab es auch andere Mittel. Nichts verfehlte seine Wirkung. In solch einem Augenblicke wurden die Worte wirr, der Mann wäre am liebsten zum Weibe geworden! Ihre Haut war zart, ihre Haut war weiß, sie duftete schön, und diese drei Vorzüge: Zartheit, weißer Glanz und der schöne Duft bewirkten, daß man nicht von ihr loskommen konnte, daß man nicht wußte, ob man seinen Rausch der Zartheit, dem hellen Leuchten oder dem Duft verdankte, und daß man die Frau in seinem Erkenntnisdrange von neuem durchforschte. Wohin man auch seine Hand

legte, man empfand so viel Freude bei der Berührung, daß man sie dort für immer hätte liegen lassen mögen.

Durch Paris erklang ein Triumphgesang. Croquignole sagte:

„Großartig, Freund, es soweit wie ich gebracht zu haben. Irgendwo hast du eine Frau, die auf dich wartet. Du brauchst nur mal in die Luft zu blasen, du bist der Herr!“

Dann, als er das gesagt, hatte sich die Wahrheit um das Gewicht seiner Worte verstärkt. Vielleicht war er jetzt glücklich. Denn er war ganz in seinem Fahrwasser:

„Mit Stiefel und Sporen!“ rief er, ohne daß ihn einer gefragt hätte.

Auch wenn er allein war, war er voller Leben. Für ihn gab es noch kein Erinnern. Für ihn handelte es sich nicht darum, sich wieder auf die Dinge zu besinnen, denn sie entschwinden nur den Augen dessen, der sie vergißt. Soweit war er noch nicht.

„Hier bin ich, und hier bleibe ich!“ sagte er alle Tage.

So verharrte er in seinem Leben, mit seinem heißen Körper, mit den Küssen, die sie ihm gegeben und die sich noch nicht verflüchtigt hatten, mit dem Kraftgefühl, das einem die Küsse verleihen, die man heute geben wird, und die verhindern, zu lange der gestern gegebenen zu gedenken. Er schmeckte sie in seinem Munde, sie lebten in seinem Blute; und mit seiner aufrechten Haltung, seinen offenen Augen, seinen Gliedern, die alle richtig beisammen waren, bot Croquignole den Anblick einer großen menschlichen Kraft dar. Selbst in den Augenblicken der Ruhe, wenn er schweigend dasaß, die Welt betrachtete, ohne an ihrem Getriebe teilzuhaben, war diese Kraft in ihm vorhanden, und man fühlte, wie man in der Mechanik sagt, daß sie nach ihrem Schwerpunkt gravitierte.

Übrigens hatte sich von Anfang an ein Gefährte in seiner Haut angesiedelt. Er sprach bald davon:

„Ah! Freund, die Lebern*) sind beruhigt.“

---

*) In Philippes Heimat, aber auch in anderen Teilen Frankreichs schreiben die Landleute den Lebern eine sehr große Bedeutung im menschlichen Organismus zu. Man

Er befühlte seine Seite, legte seine Handfläche darauf, schwieg einen Augenblick und begann dann:

„Du weißt also nicht, was das ist — die Lebern! Die sitzen hier rechts. Sie haben sich einen Platz in der Haut geschaffen. Die zerren an einem Manne, sie geben ihm Schwung und treiben ihn vorwärts."

Er sagte dann noch:

„Wenn die Lebern schön aufgebläht sind, segelst du aufs hohe Meer hinaus. Ganz weit würdest du fahren, und wenn du auch nur ein kleines Holzboot besäßest. Ich bin Bekannten begegnet, die abends in Paris herumliefen. Im Vorbeigehen rief ich ihnen zu: ‚Na, Alter, ich weiß ja nicht, wo du hin willst, aber du gehst schneidig drauf los.' Sie antworteten: ‚Ich gehe, um meine Lebern zu beruhigen.' Die ganze Nacht waren sie unterwegs.

---

glaubt dort an das Vorhandensein einer schwarzen und einer weißen Leber. Wie sich die beiden in ihren Funktionen zueinander verhalten, schildert Croquignole selbst ausführlich. Ähnliche Vorstellungen herrschen meines Wissens in Deutschland nicht, und so mag das beständige Zurückkommen Croquignoles auf seine Lebern dem deutschen Leser zunächst befremdlich erscheinen.

Am folgenden Tage sah ich sie wieder. Sie sagten mir: ‚Ich spüre sie immer noch!‘ Laß dir das gesagt sein: Die Lebern beruhigen sich nicht von selbst!“

In der ersten Zeit war er voller Stolz:

„Nichts zu vermelden heute betreffs der Lebern. Sie haben gestern gut funktioniert.“

Ein wenig später wurde sein Wissen noch exakter, nachdem er dessen Grundzüge genau festgestellt hatte:

„Freund, rede nur nicht so obenhin von Lebern. Du hast nämlich deren zwei: Redest du nun von der schwarzen, oder redest du von der weißen? Hör mal zu, Alter: Also, es gab mal einen gewissen Guillaumet, den Mann der Guillaumette. Er hatte eine Brustkrankheit und ist auch daran gestorben. Aber seine Frau hat mir die ganze Geschichte auseinandergesetzt. Sie sagte mir: Mein Herr, früher hat Ihr Vater ihn behandelt. Ihr Vater hatte gemeint: ‚Guillaumette, es ist noch Hoffnung vorhanden. Die schwarze Leber ist allerdings angegriffen, aber dagegen gibt es ein Heilmittel.‘ Tatsache ist, daß er noch drei Jahre weitergelebt hat.

Aber dann ist er unvorsichtig gewesen, und der Arzt, der an Stelle Ihres Vaters gekommen ist, sagte mir eines schönen Tages: ‚Guillaumette, ich könnte Ihnen ja allerhand Mittel geben, aber es hat doch keinen Zweck, Ihnen unnütze Ausgaben zu machen. Bei Ihrem Manne ist die weiße Leber angegriffen, und hat's die erst mal gepackt, dann muß man sterben.'"

Und Croquignole fügte hinzu:

„Du siehst, Freund, wir haben die Wissenschaft für uns. Sie lehrt uns, daß wir rechtzeitig unsere schwarze Leber behandeln lassen sollen. Paß gut auf, daß bei ihr keine Verstopfung eintritt, denn die schwarze Leber steht mit der weißen in engster Verbindung."

Bei Croquignoles schwarzer Leber trat keine Verstopfung ein. Bisweilen machte, wenn ihn ein zu dickes Blut tagsüber durchströmt hatte, irgend ein Niederschlag abends seinen Körper schwer. Er fühlte dann eine Art Mehrgewicht, das er außer dem gewöhnlichen Gewicht noch tragen mußte. Ein anderer hätte vielleicht gesagt: ‚Ich habe eine schwere Leber.' Doch Croquignole war eine Kampf-

natur. Er wußte, daß auch das Gewicht seinen Wert hat und den Kämpfenden während der Schlacht mehr Wucht gibt. Er sagte:

„Meine Leber ist kampflustig!“

Es waren schöne Tage. An den darauf folgenden Morgen war die Luft klar. Die Nacht schien sich mit allerhand chemischen Arbeiten beschäftigt und alles, was einen beschwert hatte, beseitigt zu haben, um einem nichts als Freude, leichtes Wohlbehagen und ein Blut zu lassen, das rein war wie strömendes Wasser. Croquignole sagte:

„Meine Leber triumphiert!“

Es waren schöne Tage. Betrat er die Kanzlei, so pflanzte er sich breit hin. Jeder hörte ihm zu:

„Fein geht's, fein, fein! Ich bin ganz allein in den Straßen herumgebummelt: mit der Nase gegen den Wind, mit den Füßen auf dem Boden und die Lebern der Luft preisgegeben. Seht mal, ich habe sie hier vorn. Ich sage ausdrücklich: die Lebern! Alle meine Lebern atmen: mir scheint, daß die weiße Leber mit dazu gehört.“

Mit der weißen Leber hatte es aber noch eine

besondere Bewandtnis, selbst Croquignole kannte ihre Gefahren.

„Hört mal, Freunde! Es gibt Menschen auf der Erde, die nicht wie die andern geschaffen sind. Erinnert euch, was ich euch von der weißen Leber sagte. Nun! Es gibt Menschen, bei denen auch die schwarze Leber eine weiße Leber ist. Ich, Freunde, habe eine Frau gekannt, die nur weiße Lebern hatte. Damals wohnte ich vierte Etage und sie in der fünften. Jeden Tag, wohlverstanden, gab es über mir einen Lärm, als ob irgend etwas von oben herunterfiele. Ich sprach mit der Portiersfrau darüber. Sie sagte: ‚Ach, mein Herr, das wissen Sie nicht! Das ist eine Dame, die weiße Lebern hat!‘ Da hab ich natürlich die Sache begriffen. Sie war vier Mal verheiratet gewesen: die vier Männer waren dabei draufgegangen. Nun war sie vierzig Jahre alt. Die Schlachtergesellen, die Milchhändler, die Brotausträger, die Laufburschen, der Kerl von Dufayel*), der Gasmann, alles, was an der vierten Etage vorbeikam, um noch höher zu steigen, fand ihre Tür offen;

*) Dufayel ist ein großes Pariser Warenhaus.

sie stand auf dem Flur und ließ niemand vorüber. Und denkt euch! Eines Tages irre ich mich in der Etage. Auch mich ließ sie nicht wieder herunter. In der brannte es, Freundchen! Das war Feuer, mit Kohle ringsum. Die weiße Leber, das ist deine Lebenskraft, ist das, was in dir brodelt. Die schwarze Leber beruhigt ein wenig die weiße. Doch sie hatte keine schwarze, sondern zwei weiße Lebern. Früher hatte sie Geld besessen. Freunde, hätte Rotschild weiße Lebern, so bliebe von all seinen Milliarden nicht ein Centime auf dem andern. Denn die weißen Lebern sind gefräßig, sie bringen einen dahin, die ganze Erde zu verzehren. Sie nahm dann Stellen als Aufwartefrau an. Doch auch das Geld, das sie hierbei verdiente, ging für die Männer drauf. Sie würde für dich das Brot bezahlt haben, wenn du sie darum gebeten hättest."

Man bereichert sein Wissen dadurch, daß man es vorträgt, und der Professor, der regelmäßig seine Vorlesungen abhält, gewinnt am meisten dabei. Eines schönen Tages erhob sich Croquignole:

„Nun weiß ich's, Freunde! Ich habe weiße Lebern! Es gibt eine Richtung, die behauptet, daß

die schwarze Leber, wenn man sie mißbraucht, zur weißen wird. Meine Herren, so liegt die Sache nicht bei mir: Croquignole hat vom ersten Tage seines Lebens an weiße Lebern gehabt. Nennen wir das den Finger Gottes auf der Stirn der Auserwählten. Schweige jeder und höre mich an, ehe er sich mit mir vergleiche. Meine Herren, von Ihnen ist jetzt die Rede. Es gab einen Tag, wo in dem Bette, das die Träume eurer zwanzig Jahre barg, euch ein Weib zur Seite lag, das sich nach dem Manne gesehnt wie ihr euch nach ihm. Da lag sie nun hingestreckt, ganz nackt und rundlich. Ich möchte nun nicht von jener zarten Farbe reden, die die Natur ihrer Haut verliehen. Nein, ich spreche von dem Umfang ihres Körpers, von ihrer Fülle, die ihre Hautoberfläche schwellend macht. In der Sprache des gemeinen Mannes heißt es: ‚Eine Frau füllt ein Bett hübsch aus.‘ Ihr saht sie euch an, ehe ihr sie in Besitz nahmt. Wie ein Schüler, der sich sagt: ‚Hier ist Europa, hier Asien, hier Afrika, die Erde ist doch unendlich groß,‘ so betrachtetet ihr all ihre Körperpartien. Ach, es ist viel Platz auf einer Frau! Genug, um sich lange

damit zu beschäftigen. Und um keinen Augenblick mehr zu verlieren, stürztet ihr auf sie zu und dachtet dabei: ‚Nie werde ich die Zeit finden, sie ganz zu ergründen.‘ Nun, ist das nicht etwa wahr?“

Man lachte.

„Ein verfluchter Kerl, dieser Croquignole! Der hat's los, einem Geschichten zu erzählen.“

Er meinte:

„Schön! Also bis jetzt habe ich nicht vorbeigeschossen. Hört nun weiter! Meine Herren, Croquignole ist groß. Beugte er sich über eine Landkarte, so sagte er: ‚Hier ist Europa, hier Asien, hier Afrika. Die ganze Erde hat Platz auf einer Seite, die nicht größer als meine Hand ist.‘ Meine Herren, der Raum und seine Grenzen haben mir nie genügen können. Croquignole hat den Drang nach dem Unendlichen. Ja, meine Herren! Der schmale Körper einer Frau kommt mir vor wie diese Spielsachen, die zwei Sous kosten, und bei denen man am Material gespart hat. Vielleicht habe ich einen weiteren Mund als ein gewöhnlicher Sterblicher, denn mir scheint, daß meine beiden

Lippen über diese Frau, die ihr so gewaltig groß fandet, noch hinausreichen. Wie eine Haselnuß kommt sie mir vor. Ich verschlucke sie beim ersten Zubeißen. Für meinen Appetit bietet sie mir nicht genügend Nahrung. Ich möchte eine Frau, deren Kopf in den Himmel ragt. Ich möchte sie dort, auf den Höhen, den Hängen und in der Ebene besitzen, auf ihr stehen und herumwandern, sie zur Rechten und zur Linken spüren, über sie hingleiten und rollen, ganz in ihr leben und mich von ihr nähren."

Er schöpfte eine Weile Atem.

„Ja, das, meine Herren, ist das Besondere der Menschen, die weiße Lebern haben."

Frau Fernande sagte schließlich zu ihm: „Wenn du nicht willst, daß deine Lebern mich ersticken, so laß uns dann und wann ausgehen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Soll ich dich abends von der Kanzlei abholen?"

Sie lachte. Er erwiderte:

„Schön. Man muß seine Lebern in der Stadt

spazierenführen, um die Vorübergehenden zu verblüffen!"

In den ersten Tagen vergaß er sie nicht:

„Jetzt werden die Lebern ausgelüftet," sagte er beim Gehen.

Dann verging die Zeit, die Schweigen bringt. Frau Fernande sagte:

„Nun möchte ich auch mal etwas sagen."

„Ich höre dir zu," erwiderte er sogleich.

Frau Fernande war eine Frau der Tat, die wenig, aber gut sprach:

„Laß uns spazieren gehen. Ich möchte nur mit dir ein wenig draußen sein."

Gegen einen Spaziergang wird ein wohlgestalteter Mann nichts einzuwenden haben.

„Das wird uns Appetit machen," sagte Croquignole.

Sie blickten umher; und da sie nichts Besseres zu tun hatten, so warteten sie ab, daß der Appetit sich einstellte. Es schien übrigens, daß er bei jedem Schritte näher käme. Frau Fernande konnte noch gerade ein paar Worte anbringen:

„Es gibt doch schöne Sachen hier in Paris."

Er reichte ihr den Arm und ging auf das Gespräch ein:

„O ja, da hab ich kürzlich ein paar rote, ganz rote Schuhe gesehen. Die machen sich gewiß gut an den Stelzen!“

Frau Fernande unterbrach ihn:

„Du sprichst von Schuhen? Da sieh mal her! — Ach nein, das sind ja Hüte!“

Und sie fuhr fort:

„Das gefällt dir? Dies Jahr trägt man ganz, ganz kleine Hüte, so wie den da. Jedem stehn die ja nicht! Übrigens, da wir hier grade vorbeigehen, könnt ich ja mal einen aufprobieren; das kostet weiter nichts. Du bist doch noch nicht hungrig? „Komm mit rein, es wird dir Spaß machen!“

Er sagte:

„Ist doch hübsch — so ein Modeatelier!“

Er besaß übrigens viel Lebensart.

„Steht er dir? Ja, dann behalt ihn doch!“

Sie sagte:

„Ach, bist du ein lieber Kerl!“

Er meinte:

„Aber jetzt hängt mir der Magen schief!“

An den folgenden Tagen war er es, der anfing:

„Du bist doch erstaunlich! Ich sehe, wie du bei den Korsetten stehen bleibst. Brauchst du denn eins? Nun, ich werde es dir doch nicht abschlagen! Kauf eins, und dann laß uns weiter gehen.“

Ein wenig später bereitete er ihr eine Überraschung:

„Wir sind hier grad bei einem Juweliergeschäft. Komm, ich will dir einen Ring schenken. Nachher können wir dann dinieren!“

„Aber nun mach doch keine Dummheiten!“

Doch er nötigte ihr einen Ring auf, der sehr wertvoll war.

„Wir haben's ja, Schatz, und sogar reichlich!“

Unterwegs meinte er:

„Ich hab es gern, wenn man hübsch angezogen ist. Hübsche Kleider auf der Haut, das ist noch eine Haut mehr!“

Sie versetzte:

„Ach! Kleiner, ich nehm's noch mit jeder darin auf, eine hübsche Toilette zur Geltung zu bringen!“

„Aber Herrgott noch mal, du redst ja keinen Ton! Ich muß wohl nächstens meine Wünsche im Kommandoton vorbringen!“

„Ja, Schatz, ich koste dir ja schon nackt so viel. Ich verursache dir eine Menge Ausgaben, ganz abgesehen von den Tagen, wo ich mit dir diniere. Aber laß nur, ich werde dich schon zu belohnen wissen!“

Es waren Gespräche, die ja weiter nichts zu besagen hatten. Sie wiederholten sich jeden Abend zwischen sechs und sieben Uhr, wenn Croquignole die Kanzlei verlassen hatte. Und darauf setzten sie ihren Spaziergang fort, als ob nichts vorgefallen sei.

In dieser Zeit waren die Tage schön, ohne Kälte, ohne Hitze, ohne Regen und Wind; es waren Tage, wo man sich auf der Straße wie zu Hause fühlt, die Sonne belästigte einen nicht im geringsten, und mit kleinen Schritten lustwandelte man zwischen all den Dingen, die es zu sehen gab.

„Läden zur Rechten, Läden zur Linken,“ sagte Croquignole, der jetzt gelernt hatte, die Augen aufzusperren. „Neben uns, vor uns und gegenüber.“ Man müßte sich ja besondere Mühe geben, sie nicht zu sehen. Durchbrochene Strümpfe, Korsette, Taschentücher, Uniformen, Schnallen und Gürtel. Man stößt

sogar auf Apotheken. Laß uns herumbummeln. Dabei kommen mir allerhand Ideen!"

„Ich dachte, vom Bummeln bekämst du Appetit," meinte Frau Fernande.

„Auch die Ideen geben mir Appetit."

„Aber was gibt es auch alles," sagte er plötzlich „Und das Erstaunliche dabei ist, daß all diese Dinge irgendwie nützlich sind. Der menschliche Körper ist doch etwas Unendliches!"

„Kind," rief sie, „du ahnst ja gar nicht, was allein eine Frau alles braucht."

Er erwiderte:

„Der Frauen Leib ist heißer und er ist größer. Gepriesen sei der Frauen Leib! Man gebe ihnen Schuhe aus Chevreauleder, man hülle sie vom Scheitel bis zur Sohle in Seide. Die Frau hat herrliches Fleisch, man muß seine Qualitäten nur recht zur Geltung bringen!"

In der ersten Zeit entdeckte er eine nach der andern:

„Gott sei gelobt! Hier ist ein Laden, der mich ans Leben mahnt. Wir hätten ja beinahe vergessen, daß eine Frau einen Sonnenschirm braucht."

„Wir haben sehr hübsche in Seide, couleur gorge de pigeon,“ sagte die Verkäuferin.

„Vermutlich werden Sie doch auch Spazierstöcke führen,“ meinte Croquignole.

Es war eine schöne Zeit. Offenen Auges und an allen Glieder wohl und munter durchstreifte er Paris; er fühlte jetzt förmlich sein Gewicht, und die Bewegung, die ihn vorwärts trieb, und die ein neuer Drang noch verstärkte, ließ ihn seine gewöhnlichen Grenzen überschreiten; sein Gewicht drückte sie ohne weiteres nieder. Er hatte einst gesagt: ‚Mit viertausend Francs kann man eine Reise um die Welt machen.‘ Nun besaß er vierzigtausend Francs. Er war der Mann danach, zehnmal die Reise um die Welt zu machen.

Er ließ sich von allem bestricken, was ihm in den Weg kam, denn er war sicher, daß er nichts zu befürchten brauchte, solange er die Grenzen von Paris nicht überschritte.

Es gab nicht nur Hüte, Korsette und Sonnenschirme, es gab auch Fächer, Nippsachen, Stickereien, Berlocken, dazu bestimmt, von einer Frau am Gürtel befestigt zu werden, und Gürtel, damit man Ber-

locken daran hänge. Es gab allerhand Nichtigkeiten, die nicht viel kosten, und an denen man beim Vorübergehen seinen Spaß hat. Es gab Blumen, dann Spitzen, wie man sie zur Sommerszeit trägt; ferner Pelze, wie man sie im Winter hat, und die man besser bei einem Gelegenheitskauf ersteht, ehe es kalt geworden ist. Wenn man so verfuhr, ließen sich sogar Ersparnisse machen. Und dann gab es Kämme. Das Haar spielt bei der Frau eine große Rolle, auch wenn sie nicht im Bett ist; falsche Haare gab es, die seine Fülle vermehrten.

Viele, viele Läden waren in Paris. Die Läden sind für die Frauen geschaffen. Es schien, als ob durch sie die Frauen noch eine größere Anzahl von Eigenschaften bekämen. Es gab Korsette, die so biegsam waren wie Muskeln und Haut, die die Fehler des Körpers verbesserten, seine Linien umformten und glauben machten, daß man, bevor man sie trug, um manche seiner Vorzüge gar nicht gewußt hatte. Die Frau, es soll das kein Wortspiel sein, wird einem umso teurer, je mehr sie einen gekostet hat. Dann kam ihm der Gedanke:

„Guter Gott, ich heiße Croquignole und hätte fast vergessen, daß die Frauen gern Bonbons essen."

Es gab Pralinés, Tee, Schokolade. Es gab eine Marke ‚à la Marquise de Sévigné.' Der Prospekt besagte: ‚Indem sie ihr den Namen der liebenswürdigen Marquise gaben, die eine Frau war bis in ihre zierlichen Fingerspitzen und ihre unendlich rosigen Nägel, huldigten die Begründer des Hauses (das sie mit rastlosem Bemühen vervollkommneten), der Frau, für die sie das Kostbarste zu ersinnen trachteten.'

Es gab zierliche Fingerspitzen, rosige Nägel. Und dann die Linie der Pariserin. Die Hände waren dazu da, weiße Handschuhe zu tragen, die Füße, um in Schuhe mit hohen Absätzen gesteckt zu werden. Es gab kleine Kästchen, die überhaupt keinen Zweck haben; sie sind den Frauen verwandt, denn gleich ihnen sind sie Kunstwerke.

„Und schließlich will man es doch auch merken, daß man reich ist," sagte Croquignole, wenn er bezahlte.

Zu dieser Zeit fühlte er förmlich sein Gewicht.

In seiner Hand war rotes Gold, in seiner Tasche heißes Gold; um ihn herum war das Gold wie ein Gefährte! Wie man voll ist von einem neuen Empfinden, so war sein Herz voll vom Golde; das Gold war wie ein Erzieher, der einen ins Leben hinausbegleitet und einen zu sich heranbilden will. Croquignole watete bei jedem Schritte im Golde. Er ging durch die Welt und lastete auf allen Dingen mit dem ganzen Gewicht seines Goldes.

„Um es deutlicher zu spüren," sagte er, wenn er einen Laden betrat.

Und wenn er wieder herauskam, meinte er: „Was soll ich denn nun kaufen?" Nur einmal hatten sie in Paris herumzuschlendern, nur einmal hatte er in seine Tasche zu greifen brauchen . . . . . .

Geblümte Westen gab es und rote Schuhe, mit denen es angefangen hatte. Der Mann, der eine elegante Frau begleitet, muß auch Figur neben ihr machen. Ein gewöhnlicher Hut genügt da nicht. Es mußte ein echter Panama sein, den nur ein Kennerauge von den andern zu unterscheiden weiß. Der wahre Kenner war der einzige Mensch, der

einem noch imponieren konnte. Krawatten gab es von auserlesenem Geschmack, die man nicht mit jenen Ausverkaufschlipsen verwechseln darf, die nur fünfundneunzig Centimes kosten. Es gab Schlipsnadeln, Ringe, die man am kleinen Finger trägt, weiße Beinkleider, die nach zwei Tagen schmutzig sind. Erst als Croquignole ein Monokel erstanden, hielt er mit Kaufen ein. Er hatte bei den Dragonern gedient und brauchte jetzt ein rechtes Soldatenwort.

„Die Uniform des Reiters bringt auch die Aufzäumung des Pferdes zur Geltung."

Dann kam ein Tag, an dem der Gesamteindruck befriedigend war. Croquignole musterte zuerst Frau Fernande, dann sich selbst:

„Ich denke, jetzt präsentieren wir uns ganz nett!"

Dies Bewußtsein ließ ihn fortan die feineren Restaurants aufsuchen.

Jeden Abend naht gegen acht Uhr der Augenblick, wo der Mensch das Bedürfnis nach Nahrung spürt.

Croquignole sagte:

„Wir können doch nicht Leuten unseres Schlages zumuten, in die Kneipen der Weinhändler zu gehen."

Und da er das, was er dachte, gründlich dachte, und da seine Hand mit seinem Kopf in Verbindung stand, so winkte er einen Kutscher herbei. Die Droschke, ‚die wahre Droschke‘, wie er sagte, kommt auf das erste Zeichen und gibt dir das Air eines eleganten Herrn, wenn sie dich vor dem Portal eines vornehmen Restaurants absetzt.

So ging die Zeit in Wohlleben für ihn hin, dieselbe Zeit, welche die Armen sagen läßt: ‚Ist es denn möglich, daß es reiche Leute gibt, wo ich doch um mich her nichts als menschliches Elend sehe!“

Frau Fernande brauchte nur wenige Tage, um sich an ihr erstes Korsett zu gewöhnen und zu denken:

‚Ich werde wohl noch ein Korsett nötig haben!‘

Croquignole, der bei ihr schlief, hatte Geschmack an ihrem Körper gefunden:

„Arme, wie du sie hast, dürfen nicht in billigem Atlas stecken!“

Es gab Korsette von Atlas und solche von Seide. Croquignole wurde belohnt. Gewiß, er kannte jetzt Frau Fernande und schätzte sie, wie es sich für einen Mann gehört — wegen ihrer Par-

fums, ihrer Reinlichkeit, wegen der Haut, die sie umhüllte und in ihren Gelenken Fältchen bildete.

In der ersten Zeit lag er neben ihr und betrachtete sie immer wieder in ihrer Nacktheit. Sie war gerade gewachsen, schön gewölbt und üppig; es sah oft aus, als ob er ihre Rundungen abschätzen wolle. Er dachte:

‚Das hält einen Mann schön warm!‘

Wenn er Arm in Arm mit ihr spazieren ging, spürte er, wie ihm der Geschmack ihres Körpers in den Mund stieg und ihn ganz erfüllte.

„Nachts schlafe ich bei ihr,“ sagte er.

Man fragte ihn: „Und am Tage?“

„Am Tage sammle ich Kräfte, um beim Herannahen der Nacht in guter Verfassung zu sein.“

Croquignole wurde belohnt. Es schien ihm, als ob sein Besitz immer größer wurde. Du schläfst bei der Frau, die du noch eben gesehen, und trug diese Frau einen Hut, so denkst du an ihn, wenn du bei ihr ruhst. Fernande war eine untadelige Frau, eine von jenen, die mehrere Hüte besitzen. Croquignole schlief mit vielerlei Dingen: mit einer geschickt angebrachten Bandschleife, mit durchbro-

chenen Strümpfen, mit einer schönen Wölbung der Hüfte, einem neidischen Blick, den ein Vorübergehender ihm zugeworfen hatte. In der ersten Zeit schlief er mit all dem, was er gekauft hatte. Und dann kaufte er noch andere Dinge, um auch noch mit diesen zu schlafen. Er prägte dann Worte wie etwa folgende:

„Ach Freund — die Schuhe! Füße gibt es nicht, es gibt nur Schuhe. Zehn paar Schuhe ergeben zehn verschiedene Arten Füße!“

Und er sagte zu Frau Fernande:

„Liebste, ich habe in einem Katalog einfach großartige Korsette gesehen. An einem der nächsten Abende müssen wir mal schleunigst jenen Laden aufsuchen. Ich will doch sehen, wie du dich darin machst!“

Sie bekam ein rundausgeschnittenes Korsett.

„Warum nimmst du nicht auch ein eckig ausgeschnittenes Korsett?“

Sie bekam auch ein eckig ausgeschnittenes.

„Warum nimmst du nicht auch ein rautenförmig ausgeschnittenes?“

Er schenkte ihr ganz eng anliegende Mieder.

„Warum hast du denn nicht eine von diesen weiten Blusen, die man ohne Mieder trägt?"

In diesem Jahre gab es entzückende Hüte. Es gab die Form, die man trug, und jene andere, die noch nicht getragen wurde. Manche waren so kühn in ihren Linien wie eine wohlgestaltete Frau; sie beschrieben nach rechts einen übermütigen Bogen und entgingen der Lächerlichkeit nur dadurch, daß dort, wo sie beginnen wollte, ein Vogel angebracht war.

„Der wird dir sicher stehen," meinte Croquignole, „die Form hast du noch nicht getragen."

Und nachts schwelgte er in der Erinnerung an eine Kopfhaltung, die eine Hutfeder recht zur Geltung gebracht hatte, an eine Partie der Brust, die ein Ausschnitt gezeigt und an eine andere, die, so gewagt auch der Ausschnitt sein mochte, unter dem Kleide verborgen geblieben war; er träumte von lichten Farben, schön geschwungenen Linien, Bewegungen und Reizen, die er noch nicht kannte, doch die er am folgenden Tage kennen lernen würde. Denn immer wieder gibt es etwas Neues an einer Frau, das man noch nicht besessen hat.

„Möchte wohl wissen, wie sie sich in einem weißen Kleide ausnimmt!“

Und dann faßte er seine Meinung in den beiden Sätzen zusammen:

„Ich habe ihr für dreitausend Francs Sachen auf den Leib gehängt. Sie macht sich sehr gut jetzt. Aber wenn ich nochmals dreitausend Francs dranwende, wird sie noch besser aussehen!“

Man fragte sich:

„Wo wird Croquignole endlich halt machen?“

Er erwiderte:

„Vor dem Tode!“

———

Zweites Kapitel

Wenn es Menschen gibt, die leben, so gibt es auch noch andere, die ihre Nachbarschaft bilden.

Bereits am ersten Abend hatte Frau Fernande Croquignole nicht genügt; er hatte sich auch der anderen zugewandt:

„Wie heißen Sie denn eigentlich?"

„Angèle."

„Angèle, sehen Sie mal den da an. Das ist kein Mann, der gleich beim ersten Anlauf siegt. Sie müssen ihm also für morgen ein Rendezvous bewilligen. Er heißt Claude!"

Diese Worte waren der Ausgangspunkt von Claudes und Angèles Beziehungen.

Der folgende Tag kam, wie ihrer noch viele kommen werden. Claude hatte ihn ungeduldig erwartet. Da war die Straße, das Haus, das Angèle bewohnte, und dann war da noch die

Treppe. Die Treppe hatte einen Teppich von der und der Farbe; die Fenster hatten farbige Scheiben; und hinter den eichenen Flügeltüren erschien das Leben der Reichen wie etwas Erdrückendes. Claude hatte die Gedanken, die einem ganz von selber kommen, wie auch die Treppe sein mag: ‚Sie geht hier jeden Tag mehrere Male herauf.‘ Claude gehörte nicht zu den Leuten, die man eine Tür öffnen und wieder hinter sich schließen sieht: dafür ist ihr Kommen eine zu große Begebenheit! Als er auf der sechsten Etage angelangt war, fragte er sich noch: ‚Möchte wohl wissen, was daraus werden wird!‘ Und als ob er auf den Besitz seines Herzens verzichtet hätte, als ob er es ganz dem Leben überlassen wollte, es zu formen, mochte er im voraus an keinerlei Glück denken, das ihm begegnen könnte. Von seinen Gefühlen blieb ihm nur die Empfänglichkeit, damit sie alles in sich aufnehmen könnten, was man ihnen geben würde.

Angèle sagte:

„Ach!“

Dann blieb sie in der offenen Tür stehen; sie

war zu überrascht, um sich von der Stelle rühren zu können.

Weil ihm nichts anderes einfallen wollte, sagte Claude:

„Wie Sie sehen, bin ich's. Ich hatte ja versprochen, zu kommen."

Er trat dann ein. Da es keine Tür gibt, die man nicht endlich mal schließt, so befanden sie sich jetzt alle beide im Zimmer.

Es war nicht gut anders möglich, als daß Claude nach einer Weile sagte:

„Ach, Ihre Aussicht geht auf den Kirchhof Montparnasse."

Nun stand aber die Nähmaschine vor dem Fenster, und so vermochte sich Angèle wieder zu sammeln und ihre berühmte Antwort zu geben:

„Nein, meine Aussicht geht auf eine Nähmaschine."

Übrigens hielten sie sich nicht lange mit überflüssigen Reden auf.

„Warten Sie," sagte sie, „ich will einen Stuhl frei machen, damit Sie sich setzen können."

Und während sie das tat, genau wie sie es

gesagt hatte, nahm Claude die Dinge ringsumher in Augenschein und bemerkte, daß noch andere Dinge als diese Frau im Zimmer waren. Betreffs des Bettes brauchte er nicht weiter zu fragen: es war eben ein Bett. Dann waren da noch zwei Stühle und zwei Tische; der zweite Tisch schien geradezu ein Luxus. Doch die Möbel entsprachen durchaus nicht ihrer natürlichen Bestimmung; gewöhnlich steht ja ein Bett tagsüber leer und unbenützt da und wartet auf die Nacht.

Auf Angèles Bett jedoch lagen Leinwand in Rollen, Leinwand in Stücken und Gegenstände, die aus Leinwand gearbeitet waren; ja späterhin wußte Claude, daß das, was er Leinwand nannte, auch Kretonne oder Kaliko sein konnte. Das Bett der Armen muß eben auch als Rumpelkammer dienen.

Die Leinwand beschränkte sich nun nicht nur aufs Bett, sie war hier überall zu Hause. Die Kretonne machte sich auf dem Tisch breit, und der Kaliko hatte den Kamin mit Beschlag belegt. Auf einem kleinen, niedrigen Ofen, einem von denen, die man Herzchen nennt, lagen nach Form und

Qualität wohlgeordnet viereckige, runde, dreieckige und lange, schmale Stücke Leinwand, Kaliko oder Kretonne nebeneinander; die Augen brauchten nur flüchtig hinzusehen, die Hände nur zuzugreifen. Also auch der Ofen diente nicht seinen eigentlichen Zwecken. Und man sah nicht nur weiße Stoffe, sondern auch farbige.

„Aber das ist ja eine Schneiderstube," rief Claude.

Sie sagte:

„Ja."

Er fragte:

„Was ist denn das da?"

„Das sind fertige Hemden."

„Und das?"

„Das sind Hemden, die ich in Arbeit habe."

„Und was ist das?"

„Das sind Hemden, die noch gemacht werden sollen."

Er sagte: „Also dann sind Sie ja Hemdennäherin? Das wußte ich gar nicht. Ich habe Sie für irgend so ein flottes Dämchen gehalten."

Sie wurde ein wenig rot. Dann bedauerte er,

sich so ausgedrückt zu haben, und um sie wieder versöhnlich zu stimmen, fügte er hinzu:

„Aber ich möchte Sie um keinen Preis stören! Arbeiten Sie bitte ruhig weiter!“

Sie sagte: „Schön!“

Er kam in dieser Woche noch öfter wieder, und er kam ohne jede Verlegenheit, weil sie sich vorher verabredet hatten. Schließlich öffnete sie, ohne weitere Umstände zu machen, nur einfach die Tür, und dann kam die Zeit, wo sie den Schlüssel im Schloß stecken ließ: er konnte dann sogleich eintreten. Sie meinte:

„Wissen Sie noch, das erste Mal? Ich hatte doch ein wenig Angst. Wenn Sie nicht gekommen wären, so würde mir das eben so lieb gewesen sein!“

Diese Worte bewiesen ihnen, daß sie sich inzwischen näher getreten waren, denn sie hatte kein Bedenken gehabt, sie zu äußern. Claude legte sie sich so aus: ‚Wir sind seit diesem ersten Male doch ein ganz hübsches Stück vorangekommen.‘

Aber immer noch sagte er, wenn er ins Zimmer trat:

„Störe ich auch nicht?“

„Aber wieso, sehen Sie doch nur!“ erwiderte sie.

Man sah die Schere, den Fingerhut, die Hände und auch die Kniee; bisweilen brach mitten im Eifer der Arbeit die Nadel ab. Ein Mann hätte dann gewiß geflucht. Sie nahm einfach eine andere Nadel und fädelte sie mühlos ein. Fluchen ist Zeitvergeudung. Wäre die Erde von Leinwand gewesen, so würde sie immer an ihr entlang genäht haben; solche Gedanken kamen ihr bisweilen.

Claude fragte:

„Wieviel Kilometer Faden seit heute früh?“

Dann fragte er weiter:

„Bis wann arbeiten Sie?“

„Bis zur Nacht,“ gab sie zurück.

„Und wann beginnen Sie morgens?“

„Mit der Sonne.“

„Wann geht denn jetzt die Sonne auf?“

„O, das weiß ich nicht. Man mag sich noch so sehr beeilen, sie ist immer früher auf als unsereins!“

So ging es vierzehn Tage lang. Und dann trat noch ein Wechsel in ihren Beziehungen ein,

sie wurden noch enger: Claude besuchte Angèle jetzt jeden Abend. Man sage nicht, daß er sich unterwegs aufhielt, obgleich Paris wohl imstande ist, die Leute aufzuhalten. Schöne Frauen gingen vorüber, die ihre Rückenlinie, ihre Brust und ihr Gesicht recht zur Geltung zu bringen wußten, als ob die Rückenlinie, die Brust und das Gesicht an einer Frau das Schönste seien. Er sah Frauen, die in Musselinstoffe, in durchsichtige Gewänder gehüllt waren, die eng in ihrem Kleide saßen und es auf ihrem Körper wie einen noch kostbareren Körper trugen, der ihren natürlichen Reiz noch erhöhte. Die Männer konnten ihre Augen nicht wieder von ihnen wenden, folgten ihnen nach und ließen ein Rendezvous oder irgend eine wichtige Verabredung im Stiche, zu der sie gerade hatten gehen wollen. Die Männer machten sich an die Eroberung der Frauen, als ob das von größerer Wichtigkeit sei als die Eroberung der Welt. Selbst wenn sie zu Angèle gegangen wären, hätte sie das nicht auf den Weg der Pflicht zurückgeführt. Claude sah ganz Paris auf den Beinen, mit den Straßen, durch die die Passanten hasteten, wo

einer den andern überholte, wo die Wagen über das Pflaster rasselten, die Fensterscheiben in den Häusern klirren ließen und alles mitreißen zu wollen schienen, was nicht gleich ihnen rollte. Er sah eine Stadt, wo Geräusche, Bewegungen, Blicke, Farben die Ruhe bedrohen, die das menschliche Herz sucht, die einen von allen Seiten anlocken und aus einem irgend ein Tier machen, daß seinen Weg verloren hat. Claude sah das alles, wenn er abends um sechs Uhr zu Angèle ging; aber er wies alles zurück, was zu seiner Rechten war, er wies alles zurück, was zu seiner Linken war, geschlossenen Auges ging er den Boulevard hinauf und dachte: ‚Nein, nein! Ich gehe zu Angèle!‘

Er trat bei ihr ein: sie saß auf ihrem Stuhle und war rings von Hemden umgeben.

Noch herrschte Schweigen und ein Leben, das ganz in Hemden aufging und nicht mehr Platz beanspruchte als nötig ist, um mit leisen, sanften Bewegungen ein Hemd zu machen. Doch dann brach Angèle ihre Arbeit ab, um zu sagen: „Das Kreuz tut mir weh!“ Anstatt einer Arbeiterin hätte sie ja nun all das sein können, was Claude

unterwegs getroffen hatte. Er hätte rufen mögen:

„O Dank, daß du nicht wie die andern bist!“

Dann nahm er Platz und blieb sitzen, ohne ein Wort zu sagen. Er konnte sich von einer Art Dankgefühl nicht freimachen; gläubig gab er sich dem Anblick dieses Fleißes hin, so wie man an Gott glaubt, unbeirrbar und ohne von etwas anderem hören zu wollen, nachdem man ihn sich in seinen Werken offenbaren sah.

Dann kam ein Abend, an dem Angèle die Nadel in den Kaliko (es war Kaliko) steckte und sagte:

„Jetzt will ich mir mein Abendessen zurechtmachen!“

Er war ganz erstaunt; seit so langem hatte er sie nähen sehen, daß er ihr eine andere Beschäftigung gar nicht zutraute. Er hatte deswegen ein wenig Mitleid mit ihr. Dies war nun wie eine Entdeckung, er dachte: ‚Die liebe Kleine, sie näht nicht nur, sie muß auch noch essen!‘ Und sie selbst sagte:

„O, ich würde schon gern essen, weil man ja

essen muß. Doch während des Essens verliert man Zeit."

Zuerst erregte ihn das nicht sehr:

„Und wenn Sie nun Zeit verlieren, was ist dann?"

„Dann hole ich sie nachts wieder ein!"

„Wie! Sie arbeiten nicht nur tagsüber!"

„Ich arbeite bisweilen auch nachts."

Er glaubte über diesen Punkt nun alles gesagt zu haben, doch nach einiger Zeit kam ihm ein Gedanke: ‚Sie arbeiten, und dann essen sie. Niemals haben sie Ruhe. Aber damit bringt man sie ja um!' Da vermochte er nicht länger zu schweigen.

„Hören Sie mal, Fräulein; natürlich müssen Sie selber essen. Aber wenn Ihnen nun jemand Ihr Essen kochte, dann brauchen Sie doch nicht nachts zu arbeiten?"

Sie erwiderte:

„Das kommt ganz darauf an. Es hängt davon ab, ob die Arbeit eilig ist."

Er sagte:

„Nun, die Arbeit hat eben nicht eilig zu sein! Ich werde Ihnen Ihr Essen zurechtmachen. Sie

müssen mir nur versprechen, daß Sie nachts nicht mehr arbeiten wollen."

Sie lachte:

„Einverstanden!"

Aber sie schien selbst nicht daran zu glauben.

Er zog seinen Rock aus, um sich dadurch recht zu beweisen, daß es jetzt fleißig zu sein galt. Dann fragte er:

„Was gibt's denn heute?"

„Ein Spiegelei. Das Ei ist dort. Nein, ich will aber nicht!"

Er fand das Ei in einem Schrank, und er fand auch Butter und Salz. Dann mußte er den Spirituskocher suchen, er stand auf dem Kamin. Es war gewiß noch soviel Sprit darin, um ein Ei backen zu können, doch Claude wollte jetzt die Wirtschaft führen, und da sollte denn auch alles ordentlich besorgt werden. Es stellte sich sogar heraus, daß die Spritflasche leer war, er mußte also die sechs Etagen hinuntergehen.

Er sagte:

„Es ist doch nötig. Und dann brauche ich es morgen nicht zu tun."

Mit dem Auffüllen des Kochers war schon eine Viertelstunde hingegangen. Das Spiegelei war im Handumdrehn gebacken. Claude hatte noch nicht gedeckt. Es fand sich auch noch ein Stück Käse, und im letzten Augenblick holte er einen kleinen Kuchen aus der Tasche:

„Den werden Sie doch essen?“

Sie meinte:

„Aber gern. Ist man erst einmal im Gange, so kommt es auf einen Happen mehr oder weniger nicht an.“

Er wollte noch bleiben, um das Geschirr abzuwaschen, doch sie widersetzte sich dem so energisch, daß er schließlich nachgeben mußte:

„Also gut! Dann werde ich es morgen waschen!“

Als er im Begriff war, fortzugehen, drehte er sich nochmal um:

„Von jetzt ab haben wir also ein Konto miteinander. Die Arbeit heute machte eine halbe Stunde.“

Es gab nicht nur Spiegeleiertage, es gab auch Beefsteaktage. Claude triumphierte:

„Drei Viertelstunden habe ich gebraucht!“ rief er.

„Sie mogeln ja," erwiderte Angèle.

An manchen Tagen gab es auch Suppe; dann zündete Claude den Ofen an.

„Es wird aber zu warm werden," meinte sie.

„O, das macht nichts, dann setzen Sie sich nur näher ans Fenster!"

Schließlich brauchte er jeden Tag eine Stunde. Nie gab er zu, daß sie kalt aß; denn gewöhnt man sich erst einmal an kalte Küche, so lohnt es sich ja gar nicht mehr, sich noch um das Essen zu kümmern.

Es war an einem Abend, an dem es Sauerampfersuppe gab. Auf dem Kohlenbecken benahm sich die Holzkohle, als ob man mitten im Winter wäre. Angèle, obgleich sie sich Claudes Ratschlag zufolge ganz dicht ans Fenster gesetzt hatte, rief:

„Es ist ja viel zu heiß!"

„Was wollen Sie," erwiderte Claude. „Das ist gerad so, wie wenn man gern schön werden möchte. Man muß schon einige Unannehmlichkeiten mit in Kauf nehmen, wenn man gut essen will."

Plötzlich und ganz unerwartet sagte er dann:

„Hören Sie mal, Fräulein, ich bin doch ein Schafskopf!“

Sie erwiderte:

„Natürlich ist es dumm, so wie Sie zu arbeiten, wenn man sich anderweitig besser beschäftigen kann. Warum lassen Sie mich nicht das Essen besorgen?“

„Davon rede ich doch gar nicht. Aber sagen Sie mal, Fräulein, Sie selbst halten doch Ihr Zimmer in Ordnung?“

„Wenn man keine Dienstboten hat . . .“

„Nun sieh einer an! Und ich hatte mir eingebildet, mit der Zubereitung des Essens meine Pflicht Ihnen gegenüber getan zu haben. Fräulein, morgen früh um halb acht werde ich Ihr Zimmer machen.“

„Sie sind wohl verrückt,“ sagte sie.

Er wußte ihr schließlich die Sache begreiflich zu machen:

„Was macht Ihnen das denn aus, kleine Angèle? Sie meinen also, ich langweile mich nicht? Morgens weiß ich meine Zeit einfach nicht hinzubringen! Sie möchten wohl lieber, daß ich im Bett bleibe und dickes Blut bekomme!“

Das Bett wurde ganz militärisch gemacht, so wie es die Frauen gar nicht fertig bringen: das Bett, sorgsam und genau hergerichtet, schien jetzt Prinzipien bekommen zu haben; es sah aus, als ob es überall Kanten hätte.

„Da wage ich ja gar nichts mehr hinaufzulegen," meinte Angèle.

Der Fußboden wurde gescheuert, und da es in der Hitze des Gefechts leicht vorkommt, daß der eine den andern bei seiner Arbeit stört, rief er:

„Gehen Sie doch bitte hinaus. Sie sind mir hier im Wege. Gehen Sie auf den Flur, solange ich aufwasche."

Sie ging hinaus, mit der Nadel in der Hand, blieb draußen an einem Fenster stehen und nähte dort weiter.

‚Meine Arbeit ist so wichtig,' dachte Claude, ‚daß alles ihr Platz machen muß.'

Er hantierte mit Nägeln, Brettern und einem Federbesen, den sie noch nicht besessen hatte. Einmal brachte er einen ganzen Sonntagvormittag damit hin, die Fensterscheiben zu putzen, neue Vorhänge anzubringen und das Zimmer gründlich reinzumachen.

Angèle hatte eine ganze Woche dagegen zu kämpfen, daß er nicht den Fußboden bohnerte. Es gab noch so manches zu tun, was man vergessen hatte; anderes hatte man schon längst tun wollen, manches mußte von Zeit zu Zeit nachgesehen werden, anderes harrte der Vollendung. Das Wort des Mannes fiel, der endlich den rechten Weg gefunden hat:

„Sie sehen, wie gut ich tat, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn man erst einmal eine Arbeit in Angriff nimmt, dann gibt es immer was zu tun."

Und späterhin, als er eines Tages Zeit fand, von seiner Arbeit aufzublicken, sagte er mit erhobener Stimme:

„Fräulein, ich brauche eine Stunde morgens fürs Zimmermachen und abends eine Stunde für die Küche, das macht zwei Stunden."

„Ja," sagte Angèle.

„Schön. Die Woche hat sieben Tage. Sieben mal zwei macht vierzehn. Ich erspare Ihnen also wöchentlich vierzehn Stunden Arbeit."

„Ja, aber diese Stunden kann man doch nicht

voll rechnen, denn da habe ich Ihnen ja nur bei Ihrer Arbeit zugeguckt."

„Das macht nichts," sagte Claude, „Zeit ist Zeit! Sie arbeiten doch sonntags, nicht wahr? Nehmen wir an, daß Sie dann vierzehn Stunden arbeiten. Also diese vierzehn Stunden bringe ich Ihnen im Laufe der Woche ein. Folglich brauchen Sie dann sonntags nichts zu tun."

Sie gab noch nicht gleich nach.

„Nein, nein, nein," erklärte sie. „Die Rechnung stimmt nicht. Ihre Stunden sollten bei der Nachtarbeit in Anrechnung gebracht werden."

Kurz, eine Woche kam und mit ihr ein Sonntag. Es war sogar ein schöner Sonntag.

Zwischen Himmel und Erde war die Luft weich, friedsam, voller Sonne; ein schwacher, fast unmerklicher Wind säuselte in den Bäumen und schaukelte die Blätter: ‚Ich schüttle euch nicht stark, sondern nur so ein ganz bißchen, damit ihr wißt, daß ich da bin.' Und er war so sanft, daß man vor ihm hätte herlaufen mögen. Claude war ihm, als er zu Angèle ging, in den Straßen begegnet. Er sagte:

„Angèle, ich möchte mal mit Ihnen ein Wort reden. Ich möchte Sie nämlich bitten, mit mir den Sonntag auf dem Lande zu verbringen. Wir fahren mit der Bahn.“

Dann schwieg er, weil die Sache doch zu wichtig war, als daß er allein die Verantwortung dafür hätte übernehmen mögen.

Es war halb acht; er begnügte sich jetzt damit, keinerlei Anstalten zu machen, um das Zimmer aufzuräumen.

Eine ganze Weile erwiderte sie nichts. Sie blickte zur Rechten, sie blickte zur Linken, dann sah sie gerade vor sich hin. Und dann sagte sie:

„Glauben Sie denn nicht, daß man sich schließlich langweilen wird, wenn man den ganzen Tag über nichts arbeitet?“

Er antwortete:

„Ich wage Ihnen ja nicht zu versprechen, daß es sehr vergnügt werden wird. Aber wenn man sich mal Ruhe gönnt, so langweilt man sich doch nicht.“

Sie sprachen nun nicht länger darüber; Angèle zog sich flink an.

Es wurde mehr als ein Ausruhen, es wurde ein rechtes Vergnügen. Sogleich erhielten sie den Beweis, daß es etwas gibt, was man Vergnügen nennt. Das weite Land war viel größer als der Kirchhof Montparnasse. Man war im Monat Juli. Das Korn war so schön, es war so goldengelb, daß man gar nicht mehr an Arbeit und an Sorgen dachte: die Erde brachte ja das Brot hervor! Es genügte ihnen nicht, das alles nur zu sehen; sie mußten auch davon sprechen. Sie sagten:

„Also das ist Korn!"

Und dann bemerkte sie noch:

„Ach, dort in dem Felde steht ja auch Korn!"

Dann gab es noch Bäume, Wiesen, Wege, Vögel.

Angèle fragte:

„Gehören denn nun auch Bauern zu diesen Vögeln?"

Ja, da stand ein richtiger Bauer, in Hemdsärmeln und mit einem Gartenmesser in der Hand. Sie hatten ein wenig Angst vor ihm und wagten nicht sogleich, Mohn und Kornblumen zu pflücken. Sie betrachteten sie schweigend, sie hätten ausrufen mögen:

‚Ich danke dir, Gott, daß du dem Brot die Blumen zugesellt hast.‘

Angèle empfand einen gewissen Stolz, und als ob sie teilhätte an der Herrlichkeit eines schönen Landes, sagte sie:

„Ich bin nämlich gar keine Pariserin. Ich bin auf dem Lande geboren!“

Ein kleiner, ganz winziger Bach war da, damit man sich den Spaß machen konnte, hinüber und herüber zu springen. Eine Brücke war vorhanden, so daß man nicht einmal zu springen brauchte. Ungehindert kam die Luft, ohne daß ein Haus sie unterwegs hätte aufhalten können. Und überall war der Himmel, er war über der ganzen Welt; es war ein Himmel, der erst am Horizont aufhörte; er war blau und frei, ohne Rauch, ohne Fabriken — es war nur Himmel zu sehen.

„Noch nie wußte ich, daß der Himmel so viel Raum einnimmt!“

Und als sie des Gehens müde geworden, war es Zeit, Mittag zu essen. Es begab sich sogar etwas sehr Erfreuliches: Beide hatten Hunger.

„Was, das lohnt sich noch!“ sagte Claude.

Es störte sie weiter nicht, daß sie in einer stark besuchten Wirtschaft in der Umgebung von Paris waren; der Anblick des Landes überwog alles!

„Sie trinken doch ein Glas Wein mit," sagte Claude.

Sie mochte ihn nicht gern, aber sie wollte allen Menschen, allen Dingen Freude machen; sie wollte auch dem Wein Freude machen. Der Wein war leicht, erfrischend, sein Geschmack überraschte Angèle: sie war gar nicht daran gewöhnt, und so verglich sie ihn mit dem, was gut schmeckt. Sie sagte:

„Man möchte denken, daß man Schokolade trinkt."

Ein Freiheitsgefühl überkam sie, mit allem, was es begleitet: Freude, tiefes Atemholen, jener gesunde Appetit, den man inmitten einer großen Menschenmenge verspürt, ein unbekanntes Empfinden, das einem das Leben wie neu erscheinen läßt.

Sie genossen es. Sie aßen kleine Erbsen, und dann aßen sie noch etwas Schöneres als kleine Erbsen.

„Ich weiß nicht, was das mit meinem Munde ist; alles schmeckt mir so gut," sagte Claude.

Es gab Erdbeeren. Angèle lachte ihnen zu, wie man einem Menschen zulacht, den man nach

langem Suchen gefunden hat. Und damit sie für sie noch mehr Wirklichkeit bekämen, sprach sie zu ihnen. Sie rief:

„Guten Tag, Erdbeeren!“

Und als sie gegessen hatten, begab sich noch mancherlei anderes.

Nachmittags merkt man, wie nützlich die Bäume sind. Die Pappeln sind am sensibelsten; mit all ihren Blättchen nehmen sie am Spiel der Lüfte teil, und so kommt es, daß man den Wind nicht nur einatmet, sondern auch sieht. Er hob die Blätter hoch, ganz einfach, es war wie ein Spiel; dann zog er weiter und kam auch zu den beiden.

Sie wählten nicht eine Pappel, sie streckten sich behaglich im Schatten eines Baumes aus, dessen Namen sie nicht kannten.

„Es ist doch schön, wenn man die ganze Woche über gearbeitet hat,“ sagte Claude.

Seine Worte: „Wenn man der Ruhe pflegt, langweilt man sich nicht,“ bestätigen sich. — ‚Gestern um diese Stunde hantierte ich mit der Nadel: mit Nähen vergeht die Zeit. Heute nähe ich nicht, und an diesen Zustand bin ich so wenig gewöhnt, daß

mir schon das eine Zerstreuung ist. Nicht nähen ist auch eine Beschäftigung.' Angèle empfand ferner, daß sie nicht auf ihrem Zimmer war, daß sie auf keinem Stuhl saß, und daß auch ohne Hemden ein Nachmittag sehr gut hingeht. Es war wie eine neue Weltordnung. Wie sie so, unter einem Baume hingestreckt, sich behaglich gehen ließ, erschienen ihr viel Dinge in hellerem Lichte und sie fand Gefallen an ihnen. Die Stunden flossen ganz von selbst dahin, ohne in der Himmelsbläue eine Spur zu hinterlassen; und die Ruhe existierte wie greifbar in einem Arm, den man sich unter den Kopf schob, in einem Beine, das man unter dem Rock ausstreckte, und in dem ganzen Körper, den die Erinnerung an die Nähmaschine unmerklich verließ, um einem neuen Rhythmus Platz zu machen. Sie sagte:

„Eben fällt mir ein, daß es vier Jahreszeiten gibt: den Frühling, den Sommer, den Herbst, den Winter. Die Jahreszeiten folgen ganz von selbst aufeinander. Der liebe Gott braucht sie nicht erst zusammen zu nähen, damit sie beieinander bleiben."

Diese Worte klangen wohl lächerlich; doch An-

gèle dachte über wichtige Dinge nach, die sie noch nicht auszudrücken wußte.

Auf einmal zeigte, ohne daß sie es erwartet hätten, Claudes Uhr auf drei; und bald darauf zeigte sie auf halb fünf. Die Bäume, der Wind, das Gras, der weite Raum, die Sonne, alles befand sich auf dem rechten Fleck; und eine bezaubernde Frische erfüllte die Körper der beiden mit einem unverhofften Wohlgefühl.

„Man sollte gar nicht denken, daß es unglückliche Menschen auf der Welt gibt," sagte Claude.

Und dann rückte der Tag immer weiter vor. Die Schatten wuchsen, die Sonne stand hinter einem Hügel. Über die ganze Erde verbreitete sich ein Schweigen, das aufwärts stieg, um mit dem Himmel zu eins zu werden.

„Der Tag geht zu Ende," sagte Claude. Sie wußten nicht, wie er hingegangen war.

Dieser Tag wurde bedeutungsvoll.

‚Ich habe ihrer Arbeit frische Luft zugeführt,' dachte Claude.

‚Es gibt doch Tage, an denen man die Arbeit gut entbehren kann,‘ dachte Angèle.

Hat man einmal das Leben gekostet, so denkt man noch lange daran zurück. An manchen Tagen vermochte Angèle ihrem Sehnen nicht zu widerstehen. Sie rückte die Nähmaschine beiseite und blickte lange auf den Kirchhof. Leute, die nichts zu tun hatten, schlenderten dort in den Alleen umher. Die Bäume sind frei, sie nehmen die Luft, die Vögel, die Sonne und all das flutende Leben bei sich auf; die Bäume nehmen alles auf, was zu ihnen kommt. In Gruppen stehen sie voll Sanftheit und Güte beisammen; weht der Wind, so schütteln sie ihre Häupter, und sie verbreiten auf der Erde, zu ihren Füßen, ein Glück, das man in sich hineintrinken möchte. Bäume nähen eben keine Hemden.

Manchmal sagte Angèle zu Claude:

„Ach was! Heute abend tue ich nichts mehr nach dem Essen. Wollen wir nicht ein bißchen spazieren gehen?“

„Donnerwetter!“ erwiderte er. „Es scheint ja, daß Sie in Geschmack kommen!“

Wenn er sie nicht begleitet hätte, wäre sie vielleicht gar allein fortgegangen.

Zuerst wanderten sie nur durch die Frische und Ruhe des Abends, in dem Frohgefühl, dort zu sein, wo sie waren. Sie sprachen nicht miteinander, denn mit den Worten verströmt alles, was man in sich birgt. ‚Ich habe den ganzen Tag gearbeitet, und nun bin ich fertig,‘ dachte Angèle. Tiefer als sonst drang die Luft, die sie atmete, in sie hinein.

Ein wenig später genügte ihnen die Luft im Freien nicht mehr. Sie nahmen vor einem Café Platz. Die erfrischenden Getränke erfrischen die Luft, die man einatmet, und das ist auch nötig. Noch ein wenig später kamen sie dann auch, von Café zu Café wandernd, zu einem Café-Konzert. Sie brauchten nicht viel Zeit, um zu finden, daß sie dort gut mal hineingehen könnten. Es war übrigens sehr nett dort: Angèle lachte über die Worte, über die Gesten, und sie lachte schon bei dem Gedanken, daß es so etwas geben konnte. Und als sie wieder herauskam, war das Leben anders als es vorher gewesen: das Leben barg jetzt ein heimlich zartes Feuer, das nur die Vergnü-

gungen von Paris zu entflammen verstehen. Sie fand nun keinen Genuß mehr an der frischen Luft vor ihrem Fenster, selbst der Friedhof Montparnasse schien ihr verödet. Gern hätte Angèle, wenn einmal ein Abend ihr nicht seine Verführungen bot, gesagt:

‚Spazierengehen ist nicht amüsant: man muß dann ja immer auf den Beinen sein.‘

Drittes Kapitel

Zu dieser Zeit kam Croquignole noch morgens auf die Kanzlei. Zuerst kramte er seine Schublade aus: die Feder, den Bleistift, nicht zu vergessen den Radiergummi, und dann nahm er die drei Lineale mit einem Male heraus. Danach brauchte er sich nur noch hinzusetzen. Er setzte sich also, und es gab sogar Tage, wo er drei Minuten lang sitzen blieb. Doch bald schüttelte er die drei Minuten auf einmal ab. Sie erstickten ihn.

Den ganzen Tag lief er mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab, als ob er die Wände einrennen wollte; er erschütterte alles um sich her, ließ Zweifel an der Haltbarkeit des Gebäudes aufkommen und in den Schränken die alten Tintenfässer wie Geschirr tanzen. Man sagte:

„Er macht mehr Lärm als ein Wagen."

Er erwiderte:

„Die Leber des Menschen ist eine schwere Last!“

So verging Tag für Tag, mit seiner Hitze und seiner Schwere. Blieb er bisweilen hinter einem seiner Kollegen stehen, so beunruhigte den Kanzlisten das, wie einen kauernden Menschen der Atem eines wilden Tiers, den er in seinem Nacken spürt, wie Wildgeruch einen Haushund, wie irgend etwas, das an Jagd gemahnt.

„Na, nun setzen Sie sich doch mal endlich, und lassen Sie mich in Ruh!“

Croquignole antwortete:

„Die Lebern des Mannes wollen vorwärts, und nichts vermag sie aufzuhalten.“

Bisweilen rief er den Boten und gab ihm ein Fünffrancsstück:

„Holen Sie mal belegte Brötchen und ein paar Flaschen Bier.“

Der Bote brachte die Sachen.

„Ich habe starkes Blut. Ich brauche Fleisch.“

Mehr als einer nahm an der Mahlzeit teil; mehr als einer ließ seine Arbeit im Stich und begann zu essen. Es gab Flaschen, die berühmt

wurden: mit ihnen hatte man eine ganze Menge Butterbrote begossen.

„Man kommt in Geschmack," rief einer.

Er meinte dann:

„Wir können ja noch mehr kommen lassen. Unser Bauch kann sich gewiß noch viel weiter dehnen!"

Mit einem Biß seiner Zähne verscheuchte er die Langeweile.

Auf das Bier folgte eine Ruhepause; dann schüttelte er die Ruhepause mit einer Schulterbewegung ab.

Er erhob sich plötzlich:

„Nun hab ich's. Mich zieht's nach der Tür."

Er riß sie weit auf, und unbekümmert, geräuschvollen Schritts, ging er hinaus.

„Am liebsten möchte man mit ihm gehen," sagten die andern, wenn er draußen war.

* *
*

Ein solcher Tag brachte ihn zu Frau Fernande. Er war vor ihrem Hause angelangt. Er bereicherte sein Leben um ein Wort, das er gewichtig aussprach: „Croquignole, der aufwärts steigt," und

während er noch auf der Treppe war, streifte er seine Rockärmel zurück.

Er war bald oben: bums, bums, bums! Eine Tür sollte sich nun öffnen. Doch das Leben hat die Menschen bisweilen zum Narren, und es beschützt die Türen, an die sie klopfen. Die Nebentür öffnete sich. Er hörte zuerst ein Geräusch, dann sah er ein Gesicht, zwei Augen, einen Mund und jemand, der sagte:

„Sie ist nicht zu Hause!"

Er meinte:

„Ach, sie ist nicht da?"

Er hatte sogleich Angèle erkannt; ihr nämlich hatte er geantwortet.

Sie wohnte gleich nebenan; ihre Tür stand noch auf.

Sie fügte hinzu:

„Ich denke aber, daß sie gleich wiederkommt."

Sie hatte sich recht verändert. Gewiß, sie lebte noch immer inmitten der Hemden. Früher meinte sie: „Ich stecke bis über die Ohren drin!" Aber inzwischen war die Zeit weitergegangen. Angèle hatte sich gesagt: ‚Die Hemden sind doch nicht

meine Seele.' Und nach und nach machte sie sich immer mehr von ihnen frei; zunächst gewann der Verstand die Herrschaft über sie, dann atmete sie ein wenig mehr in der freien Luft und etwas weniger zwischen den Hemden, so daß sie sich schließlich ganz ihre Freiheit errang. Von ihren Gedanken gab sie ihnen nun nichts mehr: war es doch gerade genug, daß sie ihnen ihre Finger geben mußte.

Zu dieser Zeit war in ihrem Kopfe viel freier Platz. Es war Platz für das, was sich auf dem Flur begab, Platz für Croquignoles Anklopfen an der Nachbartür; und als er eingetreten, war auch für ihn selber Platz vorhanden.

Er sagte:

„Wenn es nicht zu lange dauert, kann ich ja warten."

Sie versetzte:

„Ja gewiß: kommen Sie nur so lange herein und setzen Sie sich."

Das Zimmer war klein; es war, wie jene Zimmer sind, in denen die Arbeit wohnt. Leinwand, Kretonne, Kaliko befanden sich auf dem

Kamin statt der Uhr, auf dem Tisch statt der Lampe, auf den Stühlen als Besuch, auf dem Bett, damit man sich nicht hineinlegte, und dann noch in allen Winkeln und Ecken; sie fühlten sich ganz wie zu Hause und hätten sich von keinem stören lassen.

Er betrachtete alles, hielt genau Umschau und ließ sich reichlich Zeit dabei.

Als er alles besehen, rief er:

„Also hier haust ein kleines Frauchen?"

Da er nun irgend eine Bewegung machen mußte, näherte er sich dem Fenster und sagte:

„Ach, sehen Sie mal! Sie haben ja Aussicht auf den Friedhof Montparnasse!"

Er brauchte das nicht erst zweimal zu sagen. Angèle legte sogleich los:

„Denken Sie nur, bis vor wenigen Tagen pflegte ich meine Nähmaschine vors Fenster zu stellen, sozusagen an den Ehrenplatz. Ich hatte also keine Aussicht auf den Kirchhof Montparnasse, sondern auf die Nähmaschine. Vor kurzem merke ich dann endlich, daß ich doch ein rechter kleiner Dummkopf war. Und was tat ich? Ich habe sie

weggerückt und irgendwohin gestellt. Und statt ihrer habe ich mich nun selbst ans Fenster gesetzt. Ich bin doch wohl noch soviel wie 'ne Nähmaschine wert! Jetzt ist es mein Platz. Und ich kann die ganze Aussicht genießen."

Sie sprach mit ihrem Munde, wurde lebhaft, und dann sprach sie auch mit ihren Augen. Er sagte:

„Ist das ein nettes kleines Frauenzimmer!"

Und dann sah man das Tier zum Vorschein kommen, das Croquignole das Zebra des Jardin des Plantes nannte. Im Jardin des Plantes war ein Zebra, das aus Afrika kam, ein Zebra, das von weit her aus der Freiheit kam. Dort befand es sich, umgeben von einem Gitter, in einem feuchtschmutzigen Hofe. Seine vier Beine wollten weiterleben, wie sie bisher gelebt hatten. Eine Zeitlang rannte es in dem armseligen Viereck, das man ihm gelassen hatte, nach allen Richtungen hin und her. Doch als es dann schließlich die Hoffnung aufgeben mußte, es unter seinen Hufen größer werden zu sehen, hielt es an, aber nicht so wie ein anderes Tier es getan hätte.

Seine vier Beine behielten ihr Feuer bei, und unermüdlich wühlten sie rings um sich her mit ihren Hufen den Boden auf; sie scharrten auf den Steinen, erschütterten das Gitter, und weil sie für die Bewegung geschaffen waren, wollten sie davon nichts verloren gehen lassen und übertrugen sie auf ihre ganze Umgebung.

Das Zimmer war vier Meter lang und drei Meter breit, und dann besaß es zwei Diagonalen; doch auf denen konnte Croquignole nicht hin und herlaufen, denn Tisch und Stühle hemmten seine Schritte. Da fiel ihm das Fenster ein; während er es öffnete, gab es doch etwas für ihn, womit er seine Hände beschäftigen konnte. Und dann war Platz in der Leinwand, Platz in der Kretonne und im Kaliko.

Er vergrub seine Arme dort hinein, spreizte die Finger auseinander und schob das Ganze ein wenig weiter, wie mit einer Schaufel.

Sie sagte:

„Sie bringen mir hier ja alles durcheinander!"

Er erwiderte:

„Ich kann meine Hände doch nicht in die Taschen vergraben!"

Er hatte mehr Glück als das Zebra, denn er konnte sie bald gebrauchen.

Angèle hatte zwei Wangen; er tätschelte die eine, und als er das getan hatte, merkte er, daß er auch noch die andere tätscheln konnte:

„Hihi! Zwei kleine Backen hat sie!"

Sie war noch unbefangen und sagte:

„Merken Sie das jetzt erst?"

Dann lachte sie, als ob sie einen Witz gemacht hätte.

Das Zebra blieb übrigens seiner Natur getreu, seine Vorderpfoten hätten auch auf den Steinen herumgescharrt.

Er fuhr fort: „Eine Schulter, zwei Schultern, zwei runde Arme!"

Und als er erst soweit war, rief er:

„Kleine Dickersche!"

Und dann: „So ein liebes, kleines Gesicht, mit einem Lächeln in der Mitte. Darf man da denn mal ein Küßchen riskieren?"

Das Zebra kam nun mit seinem Munde nahe.

Sie erwiderte:

„Lassen Sie mich doch, ich habe zu arbeiten."

Da merkte das Zebra, daß ihm seine vier Füße ohne jeden Nutzen sein würden, wenn es jetzt nicht etwas Entscheidendes täte. Ein Satz. Das Zebra springt über das Gitter, über die Schranken weg, es jagt in vollem Lauf dahin.

Croquignole sagte:

„Noch nie hat eine Frau in meiner Gegenwart gearbeitet."

Mit einer einzigen Bewegung, wie sie den Zebras in der Freiheit eigen ist, streckte Croquignole seinen rechten Arm aus.

Er nannte seinen rechten Arm die Tatze des Mannes. Die Tatze des Mannes fiel auf Angèle nieder.

Er sagte:

„Na, nun arbeiten Sie mal!"

Die Tatze des Mannes war ja nicht schwer; doch die Tatze des Mannes war heiß. Der menschliche Körper ist ein guter Wärmeleiter; die Wärme pflanzt sich auf dem geradesten Wege fort, und sie schwindet erst, wenn sich die Tatze des Mannes entfernt.

Doch sie widerstand ihm noch:

„Also gut, ich werde nicht arbeiten. Aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie mich nicht mehr anfassen wollen!“

Er erwiderte:

„Darüber, Kleinchen, läßt sich im voraus nichts sagen!“

Und der Mann nahm nun auch die andere Tatze zu Hilfe. Zwischen zwei Tatzen befand sich Angèles Körper jetzt.

„Ach, du hast ja Hüften. Hier einen Kuß für deine Hüften. Du hast ja Brüste, hier einen Kuß für deine Brüste. Und weiter unten das, was die Kirche mit feinem Spott den Schoß nennt!“

Sie wehrte sich noch ein wenig. Doch er brauchte bereits derbe Wendungen:

„Na, Mädel, keine Sperenzien gemacht! Du hast es ja viel zu gern!“

Sie sträubte sich nun nicht mehr.

Es gab Augenblicke, wo die Frau dem Manne bei einer Bewegung, die er machte, hätte entgleiten und sich in Sicherheit bringen können. Sie hütete sich wohl davor. Wenn die Tatze des Mannes sie frei ließ, war es ihr, als ob etwas, das sehr

wohl tat, von ihr wiche. Es war die Wärme, die sie gespürt hatte, und die sie nun nicht mehr missen mochte. Und dann hatte sie noch nie etwas Derartiges erlebt. Vielerlei kleinen Gefühlen, die sie in sich beherbergte, war jetzt höchst behaglich zumute, sie froren nicht mehr in ihrer Brust.

Sie sagte:

„Ist es wahr, daß Sie ein so wunderliches Leben führen? Man hat mir erzählt, daß Sie niemals zu Hause sind, daß Sie in Paris herumbummeln und eine Menge Geld ausgeben."

Er lachte:

„Von wem wissen Sie denn das?"

„Und dann hat man mir auch noch erzählt, daß Sie immer so drolliges Zeug reden. Was meinen Sie denn eigentlich mit den Lebern? Das ist doch nicht wahr, daß Sie weiße Lebern haben? Als man mir zum ersten Male davon sprach, glaubte ich, daß Sie wohl bald sterben müßten."

Er erwiderte:

„Ach du lieber Gott, mit dem Sterben hat's noch weite Wege."

Sie fuhr fort:

„Sie gehen auch ins Theater?"

„Ja."

„Ach, da müssen Sie mich mal mit hinnehmen!"

„Gewiß, mein Häschen, du brauchst nur den Tag zu bestimmen. Ich nehme dann einen Wagen, so einen mit Gummirädern, wir rücken dann dicht zusammen und jagen drauf los, als ob das Zebra freigelassen wäre. Nur du mußt lieb mit mir sein!"

„O, famos! Ich bin noch nie Droschke gefahren!"

Und sie fügte hinzu:

„Zu gern möcht ich dann auch mal in einem feinen Restaurant essen!"

„Kleiner Schlemmer!"

Und die Tatze des Mannes fuhr in der Luft herum, die Tatze des Mannes schien die Worte, die Bewegungen, alles, was von dem Mädchen kam, an sich reißen zu wollen. Schwer wuchtete sie auf allem.

Er fürchtete nichts mehr. Er sagte:

„Nun, und Claude?"

„O, er ist sehr nett. Er hilft mir beim Arbeiten; nur: bei ihm wird man immer daran erinnert, daß man fleißig sein muß!"

Mit einem Stoß warf die Tatze des Mannes Claude zum offenen Fenster hinaus. Dann blieb nur noch sie im Zimmer. Starke, heiße Tatze, Tatze voller Freude, voller Leben und Vergnügungsdrang; sie warf einen Haufen Hemden um, versetzte der Nähmaschine einen Puff, stellte das Zimmer auf den Kopf, hob die kleine Näherin wie ein Weib hoch und trug sie, ohne Furcht, die Leinwand, die Kretonne oder den Kaliko zu zerdrücken, aufs Bett.

Erst eine Viertelstunde später kehrte Frau Fernande wieder heim.

* * *

Es gab ein Morgen. Croquignole kam am folgenden Morgen auf die Kanzlei. Nichts hatte sich geändert.

Claude setzte sich zuerst, und dann kreuzte er seine beiden Arme. Im Grunde seiner Seele trug er einen kostbaren Schatz, und er rührte sich nur wenig, aus Furcht, daß er ihn hinfallen lassen könnte.

Man fragte ihn:

„Und die Linealenden? Wie lange haben Sie dort keine Initialen mehr hineingeschnitten!“

Er antwortete:

„Jetzt habe ich draußen Arbeit.“

Auch Croquignole setzte sich nun. Er liebte das Schweigen nicht sehr, und er war nur solange ruhig, als man Zeit braucht, um zwischen zwei Reden Atem zu schöpfen. An diesem Tage nun erlebte man ein unerwartetes Schauspiel. Croquignole schwieg, zehn Minuten waren schon verflossen; Croquignole schwieg noch immer, man begann auf die Uhr zu sehen: zwanzig Minuten! Nach Verlauf einer halben Stunde konnte keiner mehr an sich halten:

„Was ist denn los mit Ihnen? Sind Sie krank?“

Er versetzte:

„Mir steckt was im Halse, was nicht herunter will!“

Und das war wahr. Er hatte sein Abenteuer zunächst all den andern Abenteuern seines Lebens hinzugefügt, und da es sein letztes war, trug er es über den andern. Es begleitete ihn nach Frau

Fernande, wie ein Kamerad, dessen Gegenwart einem Mut gibt. Da es in der Liebe nie ohne Befürchtungen abgeht, da die Frau, deren man bedarf, einem vielleicht eines Tages fehlt, so behielt er sein Abenteuer für sich, wie ein Kaufmann einen Reservefond zurückbehält, um etwaigen Verlusten die Stirn bieten zu können. Es begleitete ihn in ein Café, das er betreten hatte, um etwas zu trinken, und drei Schnäpse vermischten sich jetzt mit ihm. Es begleitete ihn auf die Straße, um ihn von all denen zu unterscheiden, die es nicht erlebt hatten; es veranlaßte ihn zu einer Bemerkung, wenn eine Frau an ihm vorbeikam: ‚Ich werde dich haben, wie ich die andern auch gehabt habe!‘ Mit hallendem Klang ging es zwischen seinen Schritten her. Er rief aus: ‚Ja, so bin ich nun mal!‘

Doch plötzlich schlug seine Stimmung um.

„Mir steckt was im Halse, was nicht herunter will.“

Zuerst hatte er dies Gefühl, als er die Treppe hinaufging, und dann, als er die Tür der Kanzlei öffnete und Claude erblickte. Das Abenteuer begleitete ihn noch immer; er nahm es mit auf

seinen Platz; er setzte sich mit ihm, schwieg und fühlte, daß es ihn nicht verlassen würde. Vielleicht hätte er es auch selber nicht so bald verlassen mögen.

Sie war gut, sie war heiß, die Tatze des Mannes, sie hatte so kräftig zugepackt, daß jeder darüber erstaunt gewesen wäre. Noch nie hatte er von der Tatze des Mannes gesprochen. Er hatte unterwegs daran gedacht, ihre Geschichte zu erzählen; doch wie er nun darüber nachsann, kam es ihm noch eindringlicher zum Bewußtsein, daß Claude bei ihm war. Da war er nicht mehr der alte Croquignole mit jenem Frohsinn, der ihn einst zu sprengen drohte, und der in so überreichen Worten aus ihm hervorgesprudelt war, daß jeder seinen Teil davon abbekommen hatte. Nun war er nur noch ein Mensch, in dem sich ein Abenteuer verbarg, das sich in sein Leben geschlichen, in ihm haltgemacht hatte und ihn zu ersticken drohte.

„Mir steckt was im Halse, was nicht herunter will!“

Man erwiderte ihm:

„Ja, Freund, da gibt's nur eine Hilfe — ein ordentliches Brechmittel!“

Zuerst sagte er nichts. Etwas später stand er auf wie sonst, ging auf Claude zu, faßte ihn an seinen Rock und zog ihn dicht zu sich heran.

„Nimm bitte deinen Hut, Freund, und komm gleich mit mir herunter.“

Es lag nicht in Claudes Gewohnheit, andern zu widersprechen. Drei Minuten später waren sie auf der Straße.

Croquignole ging direkt aufs nächste Café zu.

„Da nimm Platz! Setz dich auf jene Bank. Also — was nimmst du?“

„Ein kleines Glas Bier.“

„Bestell doch bitte einen halben Liter. Und dann nimm braunes, das ist besser. Das kann man schon daran sehen, daß einem immer helles gebracht wird, wenn man nicht extra dunkles verlangt. Kellner, zwei Halbe dunkel!“

Der Kellner brachte das Bier.

„Hier sind Zigaretten. Vielleicht ziehst du aber Zigarren vor! Soll ich welche kommen lassen?“

„Nein, ich rauche vormittags nie.“

„Schön! Hast du Hunger? Willst du ein belegtes Brötchen essen?“

„Danke, ich habe keinen Hunger. Wenn ich jetzt was äße, würde ich mittags keinen Appetit haben.“

„Na, jedenfalls geniere dich nicht. Hast du irgendwas nötig? Kann ich dir mit irgend etwas eine Freude machen?“

Ein Schweigen von mehreren Sekunden trat ein, währenddem Claude nichts einfallen wollte, was ihm besondere Freude hätte machen können.

Dann sagte Croquignole:

„Nun will ich dir auch erklären, warum ich dich hierhergebeten habe. Also ich tat es deshalb, um dir mitzuteilen, daß ich gestern nachmittag zwischen drei und vier Uhr bei Angèle geschlafen habe.“

„Was! Ich habe sie doch gestern abend gesehen!“

„Also dann hat sie dir nichts gesagt!“

„Nein — aber du, du glaubst, daß sie sich auf so etwas einließe?“

„Aber ich erzähle dir doch gerade, daß sie sich mit mir eingelassen hat.“

„Ach!“

Noch einmal fiel ein Schweigen in die Worte, doch dieses Mal trank Croquignole einen Schluck. Einen Augenblick später trank er noch einen. Dann begann er wieder:

„Du wolltest sie heiraten?“

„Allerdings ja. Ich kannte sie ja nun schon einige Zeit, und ich ging jeden Tag zu ihr. Ich konnte einfach nicht anders.“

„Nun sieh mal an!“

Ein Augenblick kam, wo es schien, daß sie sich jetzt alles gesagt hätten. Doch dann mußte Claude ausrufen:

„Das, Croquignole, hätte ich jedenfalls nicht von dir gedacht!“

„Aber so höre doch, Alter, ich habe doch keine Schlechtigkeit begehen wollen. Was willst du denn? Ich bin eine Stunde lang mit einer Frau allein in einem Zimmer. Was soll ich denn da mit ihr anfangen? Ich kann ihr doch nicht beim Hemdennähen helfen! Erst heute morgen, als ich dich sah, fiel es mir ein, daß du so oft zu ihr gehst.“

„Schließlich bin ich doch auch, und mehr als

einmal, in ihrem Zimmer gewesen; aber ich versichere dir, Croquignole, daß ich sie nie auch nur angerührt habe."

„Siehst du, darin hast du unrecht getan. Es hing doch nur von dir ab, die Gelegenheit zu benutzen."

Claude stützte seinen Kopf zuerst in die rechte Hand, dann stützte er ihn in die linke Hand. Als er seinen Kopf in die linke Hand gestützt hatte, wußte er nicht, was er nun mit der rechten beginnen sollte. Und so blieb ihm nichts anderes übrig, als seinen Kopf zwischen beide Hände zu nehmen.

Er hielt ihn dort wohl verwahrt, er hielt ihn mit aller Kraft; unbeweglich wie ein Gegenstand, die beiden Augen mit seinen zehn Fingern bedeckend, saß er Croquignole gegenüber und rührte sich nicht.

„Sieh, Alter," sagte dieser, „du hast doch auch schuld. Wärest du so vernünftig gewesen, an dem Tage, an dem du sie kennen lerntest, bei ihr zu schlafen, so würde sie zu dir gehalten und mir widerstanden haben; ich hätte dann die Sache gemerkt und hätte ja auch gar nichts bei ihr ausrichten können. Ich

bin ja ein Viech, wenn du es willst, aber schließlich — warum hast du dich nicht zu ihr ins Bett gelegt? Sie gefiel dir also nicht? Ja, warum grämst du dich denn? Trink was, es wird schon wieder vorübergehen."

Claude trank nicht. Unbeweglich, seinen Kopf zwischen den Händen haltend, nahm er den Schmerz hin, wie man ihn hinzunehmen pflegt — schweigend, und bereitete ihm einen Platz in seiner Seele. Es gab jetzt viel zu tun für ihn. Das Schwerste war vielleicht, sich aufrecht zu halten.

Bisweilen erreichte dich ein Wort Croquignoles; dort, wo dies Wort dich berührt hatte, klaffte dein Fleisch auseinander, um das Wort aufzunehmen. Bleikugeln steckten in dir wie bei einem Verwundeten. Bisweilen fiel ein Wort dorthin, wo du am heißesten, und dorthin, wo du am zärtlichsten fühlst; dorthin, wo du dich verbirgst vor den Menschen, wo deine Gefühle sich nicht fürchten, Gefühle zu sein, wo sie sich ausdehnen und so zarte Gedanken umspülen, daß du sie niemandem zeigen magst, aus Furcht, ihnen weh zu tun. Ein Wort fiel dorthin, wo du fromm und getreu bist, es fiel eins in einen

Winkel, wo du gütig, ein anderes in einen Winkel, wo du glücklich warst. Mit dir selbst sprachst du darüber:

‚Ich hätte ja nie gedacht, daß Worte so tief gehen könnten!‘

Erst spät erhob sich Claude, um vor ihnen zu flüchten. Er war froh, seinen Hut aufbehalten zu haben; so brauchte er nichts anderes mehr zu tun als einfach fortzugehen. Er wollte noch hoffen, und in einer lächerlichen Flucht stürmte er mit großen Schritten gradaus, wie ein Tier, das seinen Wunden zu entfliehen glaubt, wenn es den Jäger flieht.

Croquignole bezahlte, ging hinaus und sah den andern von weitem. Er lief hinter ihm her, kam ihm näher und holte ihn ein:

„Nun, Alter, was ist denn los mit dir?“

Claude ging, um zu gehen, damit es in der Welt nichts weiter gäbe als seine Schritte.

„Aber nun geh doch nicht so schnell, wenn du willst, daß ich bei dir bleibe.“

Croquignole blieb bei ihm. Er blieb mit seiner Erscheinung, er blieb mit dem Gewichte, mit dem

die Menschen auf uns lasten, um uns fühlen zu lassen, daß sie da sind.

Dann bog Claude rechts ab, er verließ seinen Weg, stürzte auf einen Baum zu und umschlang ihn mit beiden Armen, als ob nur die Bäume ihm hätten helfen können. Endlich! dachte er. Er erbrach zunächst den Morgenimbiß, der aus einer Tasse Milchkaffee und einem Hörnchen bestanden und vier Sous gekostet hatte. Er erbrach sodann das dunkle Bier, das besser ist als das helle. Und als er sich erbrochen hatte, war Croquignole immer noch bei ihm.

„Sieh dich vor, dein Hut wird hinfallen. Soll ich dir den Kopf halten?“

„Ach! Das tut gut,“ sagte Claude.

„Du solltest wieder mit ins Café kommen,“ erwiderte der andere. „Du sollst eine Tasse Tee trinken, dann verdaust du besser.“

Er sagte dann noch:

„Versuch's noch mal. Tu, als ob du noch was zu erbrechen hättest. Vielleicht erleichtert dich das!“

Claude hörte die Worte, eins nach dem andern.

„Geh, Croquignole. Laß mich allein. Ich möch-

te jetzt lieber ganz allein sein. Und dann kannst du mir ja doch nicht helfen."

„Aber wenn du doch krank bist!"

„Das hat nichts zu bedeuten. Ich werde heute morgen wohl zu schnell gefrühstückt haben."

Es trat einen Augenblick lang Schweigen ein, währenddem Croquignole nicht fortging.

„Claude," sagte er, „ich glaube, daß du mir zürnst. Wenn ich wüßte, daß du mich deswegen los sein willst, würde ich bei dir bleiben."

„Weswegen sollte ich dir denn zürnen?" erwiderte Claude.

„Versuche wenigstens ein paar Schritte zu gehen, ich werde dich dann allein lassen."

Claude ließ den Baum los, ging bis zum nächsten, er konnte dann auch zu dem gelangen, der hinter dem folgenden stand, und als er diesen erreicht hatte, konnte er noch weiter gehen.

„Also auf Wiedersehen," sagte Croquignole. „Ich bin ja dämlich, ich hätte dich kein Bier trinken lassen sollen."

‚Habe ich denn nun eigentlich nichts mehr zu erbrechen?' dachte Claude.

Er tat mehrere Schritte. Wahrhaftig, er hatte nichts mehr zu erbrechen. Und doch brach er noch einmal, für sich selber, auf eine ganz komische Art, wobei er sich sehr anstrengen mußte; er war wie ein Kaufmann, der reichliches Maß geben möchte. Dann ging es schon bedeutend besser. Er schritt weiter:

„Es ist vorbei," sagte er sich.

Er ging zuerst, um bei jedem Schritte zu spüren, daß er nun nichts mehr zu erbrechen hatte. Er ging zuerst, um zu fühlen, daß Croquignole nicht mehr bei ihm war.

Man war im September. Eine mildere Luft, eine fast zärtliche Luft floß durch die Welt, und zwischen den gelb werdenden Bäumen, die sich an den Quais entlang zogen, spielte der Wind wie ein Kind zwischen den Blättern. Mehr als eins flatterte hinter ihm her, und in unhörbarem Niedergleiten fiel es, noch dreiviertel grün, auf die Schultern des Dahinwandernden, sich dem Tode wie den Regeln eines Spiels unterwerfend. Nach hundert Metern Wegs hattest du bereits soviel, daß du einen Strauß davon binden konntest. Es schien, als ob die Na-

tur dich auf sich aufmerksam machen wollte. Die Sonne war damit einverstanden, nun nicht mehr König zu sein; ein zarter Nebel über der Erde schläferte alle Farben ein, und wie ein starkes Gefühl beherrschte er das Leben. Die Luft war greifbar, die Luft war so, wie Kranke sie brauchen, und sie begleitete deine Schritte. Du bekamst Lust, sie in deinen Kummer einzuweihen. Du sprachst zu ihr wie zu einem Menschen.

„Dreimal in diesem Jahre," sagte Claude zu ihr, „habe ich dich zu sehen bekommen. Ich weiß noch, das erste Mal war es an einem Frühlingstage. Da warst du so schön und so stark, daß ich mich vor dir fürchtete und Jean Morentin aufsuchte. Das zweite Mal war es zur Sommerszeit; da war Angèle mit dabei; wir hatten dich gerade entdeckt, du warst eine friedevolle Luft, an die man, während man sie einatmete, denken mußte. Du hast mich betrogen, friedevolle Luft des Sommers, und nun, wo es Herbst ist, finde ich meinen Kameraden aus den Frühlingstagen wieder."

Er machte mehrere Schritte, er hatte mehrere Gedanken, doch bei jedem Schritt wie bei jedem

Gedanken rief es in ihm: ‚Nun, wo es Herbst ist, finde ich meinen Kameraden aus den Frühjahrstagen wieder.‘

Er näherte sich ihm zunächst ganz behutsam.

„Ich bin's, Jean Morentin.“

Und damit Jean Morentin nicht zu sehr überrascht sei, damit er auf seine Annäherung einginge, erklärte er ihm sogleich:

„Ich war ja sicher, daß wir uns schließlich wiedersehen würden.“

Jean Morentin war ein Mann von fünfzig Jahren, mit groben Holzschuhen; aber seine Füße waren noch schwerer als grobe Holzschuhe. Beim Gehen hob er sie mühsam hoch; doch immer gelang es ihm nicht, sie hochzubekommen, und dann polterte er lärmend über das Pflaster, jenen Armen gleich, in denen altes Eisen zu klirren scheint. Sein ganzer Körper war vornübergebeugt und mit dem Gehen beschäftigt. Claude wandte sich ihm zu:

„Was, Alter, das ist nicht so einfach, sich durch die Welt zu schlagen!“

Er berichtete ihm dann:

„Du weißt ja wohl, diese kleine Angèle! So-

gleich habe ich an dich denken müssen. Vor einer Stunde erst ist die Geschichte passiert. Mir ist, als ob ich alles schon im voraus gewußt hätte. Mir ist, als ob sich das in meinen Kindertagen zugetragen hätte, als das Leben so schwer war und ich noch ganz in deiner Nähe wohnte."

Jean Morentin war nicht wenig erstaunt. Man kann ja nicht gerade behaupten, daß er den Sinn der Worte begriffen hätte: es war schon allerhand für ihn, zu merken, daß sie an ihn gerichtet waren.

Dann antwortete er. Breitbeinig stellte er sich auf den Quai hin, und dort, jedem Worte sein überraschtes Gesicht darbietend, lachte er sein einfältiges Lachen, das immer breiter wurde. Er lachte, weil er, der doch nur ein Mensch wie andere war, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken gewußt hatte. Offen gab er sich den Worten hin, mit einem Lachen auf dem ganzen Gesicht.

„Ja, ich bin's," sagte Claude. „Ich bin's, ich bin gekommen und rede nun mit dir. Mir geht es wie dir. Dein Leben gleicht dem meinen, Jean Morentin. Ich bin zu dir gegangen, wie man heimkommt, wenn man nicht mehr ein noch aus

weiß. Ich kann mich auf all die Geschehnisse deines Lebens besinnen, Jean Morentin. Ich kann sie dir erzählen:

„Der Tag war zu Ende. Jean Morentin, der Tag war ganz zu Ende, wenn du heimkehrtest. Man hörte dich schon von weitem. Wenn die Armen nicht solchen Lärm machten, merkten es die Reichen wohl gar nicht einmal, daß es Arme gibt. Du kehrtest heim. Deine Frau nannte man Jeans Marie. Jeans Marie hatte die Suppe zubereitet, dann aßet ihr sie. Da nicht genug Brot in der Suppe war, aßest du nach der Suppe noch ein Stück Brot. Das war ganz schön soweit, Jean Morentin: der Tag war zu Ende, die Suppe gegessen. Dann fiel dir Jeans Marie ein. Du legtest deine Hand auf ihre Schulter, und sie verstand dein Begehr. Sie war wie eine Art Waldtier, das faucht, wenn es nicht der rechte Augenblick ist. Du legtest ihr beide Hände auf die Schultern, damit sie dir nicht entwischte. Du wolltest sie nehmen. Doch mit einem Stoß warf dich das Tier weit zurück. Du konntest es nicht begreifen, deine Begierde war ja so natürlich und so stark, und du verfolgtest

sie, wie man sein gutes Recht verfolgt. Da ergriff sie denn ihren Holzschuh, verschanzte sich hinter den Tisch, damit auch die Möbel sie vor deiner Gier schützten, und rief: ‚Nicht näher heran, du wüster Hund, nicht näher heran! Ich haue dir sonst meinen Holzschuh über die Schnauze!‘ Und wenn ihr euch schlafen legtet, nahm sie den Holzschuh mit unters Bettpfühl. Ja, Jean Morentin, so ist's! Man sagt sich: ‚Das Leben wird nun behaglich werden, ich habe den ganzen Tag lang geschuftet, und ich erwartete jetzt endlich auch ein bischen Vergnügen.‘ Aber dann kommt das Leben mit seinem Holzschuh!“

Und als Claude seine Geschichte beendet hatte, wiederholte er sich alle Worte, damit sie von neuem beginnen könnte. Das war ein Mittel, Jean Morentin noch länger bei sich zu behalten. Sie gingen nebeneinander her, die gleichen Wege mit den gleichen Schritten, und wenn einer von ihnen einen Gedanken äußerte, nahm ihn der andere bei sich auf. Er fiel mit sanftem Klange nieder, wie das Glück, wenn es in eine Seele fällt, die es bei sich aufzunehmen weiß. Sie gingen weiter. Claude sagte:

„Du bist ein Armer!“

Und er fügte sogleich hinzu:

„Es tut nicht weh, arm zu sein. Wir sind ja daran gewöhnt.“

Dann und wann plauderten sie noch miteinander:

„Diese Dinge hat man ja schon längst bei uns gewußt. Das alles, soweit ich zurückdenken kann, ist bereits meiner Großmutter geschehen. Einst, als mein Vater noch klein war, ging er den ganzen Sommer über mit seiner Mutter zum Ährenlesen auf die Felder. Und wenn Sommersende herannahte, drosch meine Großmutter das Getreide, das sie gesammelt hatte. Das Korn ging zum Müller; ein wenig später brachte der Müller das Mehl zurück, und man hatte dann für ein halbes Jahr Brot. Dann war noch das Stroh da, Jean Morentin: meine Großmutter verkaufte es dem Vater Camus. Er hatte eine Wage, er wog ein Bund Stroh und sagte zu meinem Vater, der lesen konnte: ‚Du siehst doch die Zahl, Kleiner; das macht so und soviel Pfund!‘ Er wog jedes Bund und bezahlte, wenn er es von der Wage nahm. Nun,

Jean Morentin, meine Großmutter hat später erfahren, daß diese Wage keine Pfundwage, sondern eine Kilowage war. Wenn du also fleißig gearbeitet hast und deinen Lohn erwartest, stiehlt dir das Leben die Hälfte davon.

„Und so ging es nicht nur meiner Mutter, Jean Morentin, so geht es auch mir."

Sie waren sich nun ganz nahe gekommen, mit jener Sanftmut und Schuldlosigkeit, mit jenem warmen Mitgefühl der Armen, die sich selbst geben. Sie kamen sich noch näher, und in gleichem Schritt, mit dem Herzen voran, gingen sie in eine so gütige Welt, daß sie nichts darin hätten geändert haben mögen.

‚Hier ist nun niemand weiter als ich,' dachte Claude. Und bei jedem Schritte scheuchte er, wie ein Jäger auf gutem Jagdgrunde, aus den Tiefen seines Wesens eine ganze Schar lebendiger Gedanken hoch.

Sein Vater, seine Mutter und noch weiter zurück in seinem Geschlecht, alle hatten sie schwarze Hände, graue Gesichter gehabt und jene Arbeiterschultern, die breit und stämmig geworden, um vol-

ler Kraft auf ihrer Sklavenarbeit wuchten zu können. Und immer weiter zurück ging es, zurück bis zu jenem Tage, an dem das Wort gesprochen ward: ‚Du sollst dein Brot essen im Schweiße deines Angesichtes.‘ Die dunkle, schweißtropfende Masse der Armen, deren Abkömmling er war, begleitete ihn mit Tagen ohne Lachen, mit dem Lachen der Reichen, welches einen lehrt, daß man wohl lachen könnte, mit der einzigen Freude, die man wie einen Schatz hütete, und die die Reichen einem stehlen, ohne daß sie Nutzen davon hätten; mit einem wundgeschlagenen Schädel als Beweis dafür, daß das Leben seine Faust erhebt und niedersausen läßt, mit dem Gefühl, daß das Unglück kein Feind mehr ist, weil man seit so langer Zeit an seinen Anblick gewöhnt ist.

„Jean Morentin, du siehst alles, was ich mit mir herumtrage. Nun, mit all dem, ohne irgend etwas davon auszuschließen, begleite ich dich, fühle ich mich als dein Bruder.“

Nun wußten sie sich nichts mehr zu sagen, doch sie gingen immer noch auf und ab, um noch länger beisammen zu sein. Ihr hattet euren Spaziergang,

ihr machtet Schritte, die euch besser als die Gedanken bewiesen, daß ihr lebtet. Und ihr hattet Gedanken, die ihr miteinander austauschtet, und die euch besser als die Schritte empfinden ließen, daß ihr denselben Weg machtet. Und dann war da noch eine kleine Geschichte, die schon fast in Vergessenheit geraten war, und die euch gewiß ins Lachen bringen würde.

„Also, um auf meine Großmutter zurückzukommen," begann Claude. „Denke dir, eines Tages war ich bei einem sehr reichen und sehr guten Manne. Er beginnt von seinem Großvater zu sprechen: ‚Mein Großvater war ein reicher fröhlicher Mensch. Das Leben war immer angenehm für ihn. Sein Hauptvergnügen war, Freunde an seiner Tafel zu haben, einen guten Tisch zu führen und mit ihnen lustig zu sein.' Du ahnst wohl nicht, Jean Morentin, was ich ihm da erwiderte: ‚Sie irren sich gewiß, mein Herr. In jener Zeit lachte man nicht. Das war ja damals, als meine Großmutter noch lebte, und da weiß ich doch einigermaßen Bescheid.' Darauf erzähle ich ihm die Geschichte mit der Kilowage und füge hinzu: ‚Sehen Sie, daß ich recht habe!'"

Sie lachten herzhaft miteinander, wie man es tut, wenn man sich gut versteht. Sie gingen noch immer spazieren, der Freund wollte nicht vom Freunde lassen. Gedanken, die sie einst zusammen erwogen, tauchten nun wieder auf.

„Du hast ja nun gesehen, wie es einem mit der Freude geht. Ich habe nicht viel davon gekostet, und doch habe ich sie wieder erbrechen müssen. Ich und du und wir alle verstehen es nicht, die Freude bei uns zu behalten.“

Und er fügte hinzu:

„Laß uns nur weiter spazieren gehen; das wird uns schon nicht schlecht bekommen.“

Kaum fand er ein Wort für Angèle:

„Auf alle Fälle, — nett hat sie sich nicht benommen! Da ich ihr bei ihren Arbeiten half, so brauchte sie sich, wenn sie jemand belohnen wollte, doch nicht Croquignole auszusuchen.“

Und das Gefühl beherrschte ihn, daß er ein Armer war, daß man sein Schicksal hinzunehmen hat und daß die Welt geht wie sie gehen muß.

* * *

Am Abend desselben Tages hatte Angèle ein merkwürdiges Abenteuer.

Sechs Uhr kam, wie sechs Uhr heranzukommen pflegt, wenn man Geduld gehabt hat; und ein wenig später kam ein Viertel nach sechs.

Ein Viertel nach sechs war der Vorläufer von sechs Uhr zwanzig. Sechs Uhr zwanzig drehte den Schlüssel im Schloß herum, und als sie eintrat, fragte Angèle:

„Wieviel Uhr ist's?"

„Noch nicht ganz halb sieben!"

Da begab sich etwas Merkwürdiges. Bei sechs Uhr zwanzig schlägt es nicht, und als Angèle es schlagen hörte, war es doch wohl halb sieben.

„Oh, das hat nichts zu bedeuten," sagte sie.

Sie sprach ganz laut, um sich zu beweisen, daß es wirklich nichts zu bedeuten habe. Sie hatte nur einen Gedanken: sie erhob sich und überzeugte sich, daß der Schlüssel richtig im Schloß stecke. Dann setzte sie sich wieder und änderte nichts in ihren Gedanken und nichts in ihrer Beschäftigung.

Sieben Uhr kam mit all ihren Minuten, sie ließ sie ruhig verstreichen, und als die letzte entschwun-

den war, wurden Hemden, Nadel, Arbeit, mit der man besser ein wenig im voraus ist . . .

„Schön, es ist erst sieben! Ich kann also mit der heute begonnenen Arbeit fertig werden.“

Sie rührte sich nicht, aus Furcht, etwas in Unordnung zu bringen. Doch um sieben ein halb meldeten sich die Bedürfnisse des täglichen Lebens.

„Herrgott, ich habe ja noch gar nicht gegessen!“

Nach dreiviertel acht erwartete sie acht Uhr, und dann meinte sie:

„Ach was, ich hab ja gar keinen Hunger!“

Um neun Uhr legte sie sich schlafen, wie am Abend vorher, damit ihre Gewohnheiten sich gleichblieben, und um sich zu beweisen, daß sich nichts Außergewöhnliches begeben habe: „Morgen wird morgen sein, aber heut ist es neun Uhr, schlimm für die, die mit ihrer Arbeit im Rückstand sind! Und aus dem Essen mache ich mir ja nichts.“

Sie schlief, wie man zu schlafen pflegt: ein Arm lag unter ihrem Kopf, eine Hand auf ihrem Herzen. Aber da sie sehr gutmütig war und jedem sein Tun zu erleichtern suchte, ließ sie den Schlüssel stecken und das Licht brennen.

„Wenn mein lieber, kleiner Claude den Einfall haben sollte, noch hinaufzukommen, um mir gute Nacht zu sagen, so braucht er nicht mal die Lampe anzuzünden.“

Sie schlief gut. Der folgende Tag war einer jener Tage, wo das, was sich zugetragen, unwiderruflich geschehen ist, und wo unsere Erinnerungen auf unser ganzes Leben zurückgehen.

Als sie sich kämmte, war alles passiert; als sie sich im Spiegel besah, war immer noch alles passiert. Sie ging im Zimmer auf und ab, öffnete das Fenster, tat eine ganze Weile nichts, machte sich dann aber doch an die Arbeit. Zunächst beschäftigte sie sich wie gewöhnlich: Leinwand lag auf ihren Knieen, Leinwand war in ihren Händen, unter ihren Augen, und mit Hilfe der Nadel wurde ein Stück Leinwand zu einem Hemde mit all seinen Nähten. Die Welt war im Begriff, um ein Hemd reicher zu werden; doch plötzlich legte Angèle das Leinen auf ihren Stuhl; sie konnte einfach nicht mehr nähen.

Sie tat nun verschiedenes, was sie gewöhnlich nicht tat: sie ging sechs Etagen hinab, durchschritt

die Straßen und kaufte Brot für ihr Mittagsmahl; und als ihr auf dem Heimweg eine Katze begegnete, näherte sie sich ihr und strich ihr mit der Hand über den Rücken, um sich in dem Gefühle zu bestärken, daß es auf der Welt noch andere Dinge gab als jene, an die sie jetzt denken mußte. Doch die Katzen genügten ihr schon nicht mehr. Ein wenig später begann sie den Tag zu betrachten. Es war ein schöner Herbsttag mit grauen Dunstschleiern und einer Sonne, die gar nicht hochmütig zu sein schien; die Häuser und Bäume, die im Nebel weiche Konturen hatten, schufen eine sanftere Welt, die an der himmlischen Güte teilzuhaben schien.

Doch was sie auch anstellte, ob sie sich im Zimmer umwandte, sich auf einen Stuhl setzte, sich wieder erhob, um ihren Gedanken zu entfliehen, und auf einem andern Stuhl Platz nahm; ob sie sich im Spiegel betrachtete, um zu sehen, ob sie noch lebe, ob sie, um sich besser auszukennen, Leinwand, Kretonne und Kaliko stapelweise trennte; ob sie ihr Bett machte, sorgsam, umständlich und von dem Wunsche beseelt, eine halbe Stunde damit hinzubringen; ob sie versuchte, mit Hemdennähen ihr

tägliches Leben wieder aufzunehmen, oder ob sie, ohne Sorge um die Hemden, alles im Stich ließ, um in den Alleen des Kirchhof Montparnasse einen Kranz welker Blätter zu betrachten, der sich am Wegrand hinzog und auf einen Windstoß wartete, um weiter zu flattern: Claude war nicht gekommen, Claude war nicht gekommen!

Dann sank der Tag in einem zarteren Grau herab, der Tag folgte dem natürlichen Lauf anderer Tage, und als es vier Uhr schlug, fühlte Angèle das Bedürfnis, sich das, was vom Tage noch blieb, zu nehmen und es ohne Zögern für sich auszunützen. Rasch kleidete sie sich an, ging eine der sechs Etagen nach der andern hinab, und als sie den Fuß aufs Pflaster gesetzt hatte, erschien ihr die Luft der Straße als das, was sie eben brauchte.

Sie ging geradeaus; mit jedem Schritt kam sie mehr in Paris hinein, mit jedem Schritt trat sie tiefer in eine Welt, in die sie hineintreten mußte. Nichts vermochte sie aufzuhalten. Bisweilen zögerte ein Gedanke in ihrem Kopfe. Doch festen Schrittes ging sie geradeaus. Claude war nicht gekommen,

ah! Claude war nicht gekommen, und sie ging, um Claude zu finden.

Es war fünf Uhr, als sie vor der Kanzlei anlangte. Sie wählte eine Ecke gegenüber dem Ausgang, zwischen dem Laden eines Kornhändlers, der ein wenig zurücklag, und einem Parfümeriegeschäft.

Es fiel ihr zunächst ein, daß sie wohl besser ihren Hut aufgesetzt hätte. Doch schließlich war das ja gleich! Ein kleines Tuch um den Kopf geschlungen, lehnte sie an der Mauer; sie sah winzig und ergeben aus, ihre Augen waren auf die Tür geheftet mit Blicken, die denen artiger Kinder glichen, und so wartete sie darauf, daß von all den Stunden nun auch die sechste an die Reihe käme. Bald kreuzte sie die Arme über der Brust und umschloß so ein kleines, schutzloses Leben. Bald gab sie sich der Hoffnung hin; und trotz Croquignole, der sie wie ein Riese besiegt hatte, trotz der Scham, die wie ein Geschwür in ihrem Herzen saß, und trotzdem Claude nicht gekommen war, fühlte sie sich stark genug, um nichts zu befürchten. Claude würde ja bald erscheinen; und dann würde sich mit einem

Schlage ihr Schmerz lösen, er würde verströmen, bis nicht mehr davon bliebe als ein Tropfen.

Claude, der ein pünktlicher Beamter war, verließ um sechs Uhr die Kanzlei. Er wollte gerade den Straßendamm überschreiten, als er sie erblickte. Man weiß ja nie recht, wie so etwas vor sich geht. Er sah sie; plötzlich wandte er sich mit einer entschiedenen Bewegung nach rechts, bog in die nächste Seitenstraße ein und verschwand. Nie vorher war es ihr aufgefallen, daß er mager und gelb aussah.

Langsam ging sie zu ihrer Wohnung zurück; sie brauchte eine Menge Schritte unterwegs, und als sie zu Hause anlangte, wäre sie am liebsten noch nicht wieder daheim gewesen. Es fiel ihr indes etwas ein: „Ja das," sagte sie, „das will ich tun!" Sie hielt nicht erst lange Zwiesprache mit sich, um keine Zeit zu verlieren. Sie gab sechs Sous aus und kaufte eine Rohrpostkarte. Dann ging sie auf ein Postamt und schrieb:

Wollen Sie mich denn gar nicht wiedersehen?

Angèle.

Dann warf sie die Karte in den Kasten.

Sie briet sich zwei Spiegeleier, und dann aß sie noch für zwei Sous Brie-Käse. Doch arbeiten konnte sie nicht. Aber die Stunden waren voll tiefer Ruhe; Angèle ließ keinerlei Gedanken aufkommen, sie wollte die Schicksalswage nicht einmal mit dem Gewicht einer Hoffnung belasten. Um halb elf klopfte es an die Tür. Sie stand auf, um zu öffnen; sie ging ohne Hast, ohne Zuversicht, sie erwartete nur, was nun wohl kommen würde. Draußen stand ein kleiner Telegraphenbote; sie gab ihm zwei Sous Trinkgeld, dann rückte sie ihren Stuhl in die Nähe der Lampe, setzte sich, riß den perforierten Rand ab und las:

Entschuldigen Sie, Angèle, aber nie hätte ich das von Ihnen gedacht. Ich kann nun nicht mehr zu Ihnen kommen.

Claude.

Lange blickte sie in eine Zimmerecke.

Sie erwartete zunächst den Samstag, an dem sie ihre Arbeit abzuliefern hatte. Erst um fünf Uhr war sie damit fertig geworden, sie hatte sogar einen Teil der letzten Nacht zu Hilfe nehmen müssen. Rasch stand sie auf, legte die Sachen zusammen und räumte auf: die Woche war zu Ende! Sie reckte

sich und schüttelte sie von sich ab, wie man, aus dem Bade kommend, die Wassertropfen von sich abschüttelt.

Sie brachte auch noch eine andere Angelegenheit in Ordnung. Gewöhnlich gab man ihr ein Stück Leinen, ein Stück Kretonne und ein Stück Kaliko, und wenn sie das alles verarbeitet hatte, berechnete sie die verbrauchte Meterzahl und erneuerte ihren Vorrat. Diesmal war es umgekehrt: sie hatte weder Leinwand noch Kretonne mehr, aber es war ihr noch Kaliko geblieben. Sie packte ihn mit den Hemden in ihr Einschlagetuch: jetzt wollte sie um keine neue Leinwand und Kretonne mehr bitten, sondern auch noch den Kaliko zurückgeben. Da sie den Omnibus benutzte, war sie ein wenig vor sechs Uhr im Geschäft.

Herr Georges, der erste Verkäufer, sagte:

„Ah, da kommt ja Angèle Lanièce, um ihre Sachen abzuliefern."

Sie erwiderte:

„Na, Sie! . . . Zunächst mal heiße ich Angèle Leneveu!"

Er meinte:

„Ausgeschlossen! Ich bleibe dabei. Sind Sie eine Nichte oder ein Neffe? Zeigen Sie Ihre Beweise vor!“

Sie sagte wie gewöhnlich:

„Das könnte Ihnen wohl so passen!“

Und sogleich, nachdem sie ihr Einschlagetuch auseinander gefaltet und die Hemden ausgepackt hatte, begann sie:

„Hören Sie mal, Herr Georges, ich möchte wohl den Chef um vierzehn Tage Urlaub bitten. Ich muß durchaus aufs Land.“

„Denn gehen Sie nur zu ihm, Kleine, ich kann dabei nichts machen.“

Der Chef sagte:

„Ach, da ist ja Fräulein Latante. Nun, was gibt's denn, Fräulein Latante?“

Sie lachte, dann setzte sie ihm die Sache auseinander: „Also, ich möchte vierzehn Tage Urlaub haben, meine Mutter ist krank.“

Er sagte:

„Ah, Sie haben das Glück, Ihre Mutter noch zu besitzen!“

Natürlich kam so etwas immer gerade dann,

wenn dringende Aufträge vorlagen. Ließ sich die Sache denn nicht verschieben? „Ja, also wenn es durchaus nicht anders geht! Aber dann suchen Sie es doch so einzurichten, daß Sie in acht Tagen wieder da sind. Sie wollen doch nicht, daß man jemand anders für Sie engagiert?“

Als sie fortgehen wollte, rief Herr Georges: „He! Kommen Sie mal her, damit ich Sie festnageln kann. Sie gehen fort, ohne daß man Ihnen Ihre Arbeit abgenommen hat. Sollen das etwa Knopflöcher sein! Lanièce, Sie verschlechtern sich! Dahinter steckt gewiß eine Liebesgeschichte. Na, nun muß ich sie für diesmal in der Schneiderstube fertig machen lassen.“

Sie verteidigte sich nicht, sie sagte nur noch:

„Ach ja, das hätte ich fast vergessen! Sie haben doch das Stück Kaliko gesehn. Ich bringe es Ihnen zurück, weil es sonst in den vierzehn Tagen bei mir einstauben würde.“

Er erwiderte: „Gut, gehen Sie zur Kasse. Und geben Sie besser auf die Knopflöcher acht, wenn Sie wollen, daß wir gute Freunde bleiben.“

Sie war recht matt, als sie wieder zu Haus an-

langte. Sie steckte die Lampe an, dann ließ sie sich auf einen Stuhl fallen. Sie mußte denken:

‚Diese schlaflosen Nächte bringen einen um!‘

Und das Gewicht ihres Körpers lastete auf ihrer Seele.

‚Ich bin gewiß nicht schwer, und doch kann ich mich nicht aufrecht halten.‘

Sie hatte noch etwas Zeit vor sich, und zunächst spürte sie keinerlei Unruhe. Doch nach einer Weile sagte sie zu sich:

„Ach, was kann's helfen, ich muß mich doch einmal aufrappeln!“

Aber sie rührte sich noch immer nicht. Es war doch besser, noch erst ein paar Minuten verstreichen zu lassen, ehe sie ihre Vorbereitungen begann. Und dann war da noch etwas, das ihr Freude gemacht hätte. Gewiß, sie erinnerte sich der Lichter, des Himmels, der Erde, der Häuser, sie erinnerte sich auch der Rufe, der Wagen, der Spaziergänger und all dessen, was in Paris jenes lärmende Leben hervorbringt, durch das man hinschreitet. Nur um das nicht noch länger anhören zu brauchen, war sie auf dem nächsten Wege heimgekehrt. Doch jetzt

schien es ihr, daß sie in vieler Beziehung das Pariser Getriebe noch gar nicht so kannte, wie sie es hätte kennen lernen können, und daß weiterhin die Welt Dinge enthielt, die sie gern noch gesehen hätte. Und darum hätte sie hinuntergehen, überall ein wenig verweilen mögen, um alles zu betrachten und über das Gesehene ein wenig mehr nachzudenken, als sie es sonst getan hatte; nur ein einziges Mal hätte sie sich von all dem, was das Leben in sich barg, und was sie nun verlassen wollte, einen rechten Begriff machen mögen.

Sie war recht ärgerlich wegen der letzten Nacht, die sie schlaflos verbracht hatte; während sie noch hin und her überlegte, ohne recht zu wissen, was sie beginnen sollte, überfiel sie eine grenzenlose Müdigkeit, die nicht wieder wich.

Ihr schien, daß ein ungeheures Gewicht sie auf dem Stuhl festhielte, daß zu der Erschöpfung ihrer schlaflosen Nächte noch die so vieler Arbeitstage träte, und daß ihre Einsamkeit, ihre Gedanken, ihre Sorgen, daß all das wie eine Last auf sie gefallen, daß Schicht um Schicht geheimnisvolle, ihr sonst fremde Ermüdungen tief in ihr Fleisch ein-

gedrungen seien. Es schien ihr, daß sie zusammen auf ihr wuchteten, daß sie zu einer einzigen grenzenlosen Erschöpfung wurden, die wie ein unversöhnlicher Gefährte war, wie die Rechte Gottes, die sich auf die arme Kreatur legt und sie ihrem Verhängnis zutreibt. Sie war ja ganz einfach und sanft, sie fügte sich ergeben, sie fügte sich, wie man es nur wünschen konnte.

Sie ging nicht mehr auf die Straße:

„Ich könnte ja wohl noch hinuntergehen," sagte sie sich, „aber das Gehen würde mir doch sehr sauer werden. Und wenn man so müde ist, was sollte einem dann wohl noch Freude machen!"

Sie dachte darüber nach, sie wiederholte sich diese Worte, um nicht an etwas anderes denken zu müssen.

Und erst ein wenig später, als ein gewisser Augenblick herannahte, sagte sie:

„Da ist jetzt nichts mehr zu ändern, ich habe ja um vierzehn Tage Urlaub gebeten."

Sie hätte gern noch den folgenden Tag erwartet, aber da sie nichts zu arbeiten hatte, hätte sie ihre Zeit nicht hinzubringen gewußt.

Und morgen würde die Sache ja noch genau so liegen.

Im letzten Augenblicke merkt man immer, daß man sich nicht richtig vorbereitet hat. Sie hatte ganz vergessen, Kohlen zu kaufen. Der Bäckerladen war wohl schon geschlossen. Sicher hatte aber die Kohlenhandlung noch auf, doch bis dorthin war es eine ganze Reise. Dort wäre sie auch nicht mehr hingegangen. Gewöhnlich entnahm sie beim Bäcker einen Sack Kohlen: sie bezahlte dort für eine bessere Sorte vier Sous mehr. Ihr kam der gute Gedanke, alle Ecken zu durchsuchen. Da sie seit acht Tagen ihren Spirituskocher für die Zubereitung des Essens brauchte, so wußte sie gar nicht, wie es mit dem Sack Kohlen stand.

Sie entdeckte ihn in einem Kaminwinkel, dicht beim Kohlenbecken. Viel war nicht mehr da, aber als sie genau nachsah, mußte sie sich sagen:

„Ich denke doch, daß das genügen wird.“

Sie war bald mit Angèle Leneveu fertig; zuerst legte sie ein wenig Papier und dann die Kohle aufs Becken. Sie zündete es an, es schien gut zu brennen.

Angèle war sie selbst zum letzten Male. Sie ließ den Schlüssel in der Tür stecken, weil sie befürchtete, sonst wohlmöglich noch acht Tage lang im Zimmer herumliegen zu müssen. Man trägt Bedenken, eine Tür aufzubrechen, man entschließt sich eher dazu, einen Schlüssel umzudrehen. Sie ließ die Lampe brennen, weil sie bis zuletzt die Dinge um sich herum sehen wollte. Sie legte sich zu Bett, sie legte sich richtig zu Bett, wie man es tut, nachdem man sich ausgezogen hat. Das einzige, was sie sich noch bewilligte, war, ihr Unterröckchen und ihre Strümpfe anzubehalten. Sie hatte die Fensterritzen nicht mit Papier verstopft, wie man es gewöhnlich in solchem Falle tut.

‚Wenn's mir mißlingt, werde ich es wohl schon merken,‘ dachte sie.

Übrigens hatte sie ein wenig Kopfschmerzen. Doch tat sie alles so, wie sie es sich vorgenommen hatte. Sie hatte nämlich beschlossen: ‚Um ganz sicher zu sein, daß ich meinen Schritt nicht bereue, werde ich im letzten Augenblick an Fräulein Rose denken.‘

In der Schneiderstube war nämlich eine alte

Näherin von fünfundfünfzig Jahren, die Fräulein Rose hieß. Sie wohnte auf dem Montmartre, und da sie in der Rue des Jeûneurs arbeitete, war sie nur einmal an einem Sonntage bis Notre-Dame gekommen. An jenem Tage war es sehr heiß gewesen. Mit fünfundzwanzig Jahren hatte sie sich nicht verheiratet. Mit fünfundvierzig Jahren wurde sie krank; sie hatte sich ein bißchen Geld gespart, und ihre Absicht war gewesen, während der stillen Geschäftszeit um vierzehn Tage Urlaub zu bitten, um sie in dem Walde bei Clamart zuzubringen. Aber nun war sie krank geworden, und von dem Gelde war ihr nichts geblieben. Wenn sie abends heimkam, war es acht, wenn sie ihre Suppe kochte, neun Uhr. Was sollte sie nachher anfangen? Sie legte sich zu Bett, sie schlief ja auch gern. Um sechs Uhr mußte sie wieder aufstehen, um ihr Zimmer in Ordnung zu bringen.

Früher pflegte sie sich Sonntags auf eine Bank des Boulevard Rochechouart zu setzen. Nun kannte sie niemanden mehr, und dann gab es auch immer etwas zu Hause auszubessern. Sie sagte: „Die Berge, das kann ich mir wohl vorstellen. Aber

das Meer . . . also soviel Wasser gibt es wie im Meer! Ich kann mir nicht vorstellen, daß es soviel Wasser auf einmal gibt!" Aber wieviel Hemden hatte sie genäht! Ihr großer Kummer war, daß sie bald nicht mehr würde genug sehen können, um zu nähen.

„So würde ich auch mal geworden sein! So würde ich auch mal geworden sein!"

Und Angèle hatte immer gedacht:

‚Lieber überhaupt nicht leben, als Fräulein Rose sein!'

Schluß

Unter der Regierung eines mächtigen Königs scheint jede Begebenheit auf den König selbst hinzuweisen, und die Geschichtsforschung, die ihre Folgen erkennen will, betrachtet das königliche Antlitz und studiert seine Gesichtszüge. Um die Tragweite des Todes des Herzogs von Burgund zu ermessen, wird der Geschichtsschreiber Ludwig den Vierzehnten zu befragen haben, was er darüber dachte. Und so muß man sich am Tage nach dem Selbstmord Angèles an Croquignole halten. Er war es, der, wie man in der Physik zu sagen pflegt, die Temperatur dieses Ereignisses anzeigte.

Verschiedene Zeitabschnitte sind zu unterscheiden.

Zunächst trug er die Kosten von Angèles Beerdigung; um dem Tode Trotz zu bieten, erwarb er eine ewig gültige Konzession.

Er trat an Claude heran, faßte ihn bei den

Schultern, drehte ihn zu sich herum und sah ihn fest an:

„Du, Freund, kannst jetzt alles von mir verlangen!“

Dann ging er schweigend zu Felicien und berührte ihn mit dem Finger, um seine Aufmerksamkeit zu erwecken. Felicien blickte ihn an; Croquignole erwiderte seinen Blick, trat noch näher heran und gab ihn nicht eher frei, als bis er ihn die Worte hatte hören lassen:

„Ach Freund, ich bin doch ein rechter Lump!“

Damals erwies Croquignole vielen Leuten Wohltaten; damals ergoß sich das Blut seines übervollen Herzens über die Menschheit, es verströmte wie ein Wein, der in Gärung geraten ist. Er war wie ein Winzer, der das Übermaß seines Fasses wegschenkt: sein Reichtum erstickte ihn, allen wollte er davon abgeben.

In einem Winkel seines Lebens entdeckte er Geschöpfe, denen er hatte Unrecht zufügen müssen. Er wartete nicht darauf, daß sie zu ihm kamen, in einem plötzlichen Entschlusse suchte er sie auf. Er erhob sich, schritt auf die Tür zu und verließ die Kanzlei. Man fragte ihn:

„Wohin gehst du?“

Er wandte sich um und erwiderte:

„Zu denen, die gelitten haben.“

Er ging zu Frau Fernande hinauf. Den ganzen Weg lang dachte er an sie, und er wünschte, daß sie noch mehr gelitten hätte, damit auch er noch mehr hätte leiden müssen. Er betrat einen Laden, um ein Armband zu kaufen. Und als er es eingesteckt hatte, dachte er: ‚Ich möchte, daß es hundert Kilo wöge, daß es eine Steinlast sei, die ich durch ganz Frankreich zu schleppen hätte!‘ Er trat bei ihr ein. Er war selbst in seinen Worten voller Demut.

„Es waren noch schönere da,“ sagte er, „ich habe irgend eins gekauft, damit du mir wieder verzeihest.“

Nachdem er dann geschwiegen, begann er von neuem:

„Was soll ich dir schenken? Ich will dir zwei Tage meines Lebens schenken. Zwei Tage lang gehöre ich dir an, ohne einen Wunsch, ohne eine Begierde. Wohin soll ich dich führen?“

Er ging zwei Tage lang nicht aufs Bureau, er nahm einen Wagen, begleitete Frau Fernande

in die großen Warenhäuser, lachte zustimmend, wenn sie lachte, und versuchte dann an Claude zu denken, um über sein Lachen Reue zu empfinden.

Es gab zwei Tage, an denen er um nichts in der Welt hätte Croquignole sein mögen.

Am Morgen des dritten Tages kehrte er ins Bureau zurück. Nach zwei Tagen des Fernseins öffnete er wieder die Tür. Ein Bureau ist nicht der Ort, wo man leben soll, und wer sich für einige Zeit daraus entfernt, empfindet auf einmal, wie alles dort so anders ist als das Leben da draußen.

„Das riecht hier ja merkwürdig," sagte Croquignole.

Vor zwei Tagen hatte er, nach der Beerdigung Angèles, das Bureau verlassen. Er fand es, wie es gewesen war, wieder vor, mit Claude und Felicien, die auf ihren alten Plätzen saßen; mit dem, was sich letzthin begeben und was sie noch umschwebte, mit dem Tode in ihrer Mitte.

„Es riecht hier nach dem Tode!"

Er blieb bei ihm, setzte sich und rührte sich nicht; und wenn der Lebensdrang seines Körpers ihn

denken ließ: ‚Wo anders würde ich mich gewiß besser amüsieren,‘ wies er das Leben weit von sich ab, um ganz im Tode zu verweilen. Bis zum Herzen, bis zum Halse war er voll davon. Bisweilen senkte er den Kopf, öffnete den Mund und trank, um ganz seine Bitterkeit kennen zu lernen, den Tod in sich hinein.

Das ging wohl vier Tage lang so. Er gähnte, er seufzte, er magerte ab und rief:

„Gähne, seufze, magere ab, du elender Kerl!“

Doch am vierten Tage mußte er sich eingestehen:

‚Der Tod macht mich krank.‘

Am Morgen des fünften Tages gab er nach. Einige Minuten lang war er wie alle andern im Bureau, ‚mit Kopf und Füßen‘ dachte er; doch nach kurzer Zeit, sei es wegen seines Kopfes oder wegen seiner Füße, stand er auf, schritt auf die Tür zu, verließ das Zimmer und sagte:

„Ich habe einen Weg zu machen!“

Zuerst dauerte der Weg acht Tage. Als er wiederkam, schnüffelte er in alle vier Ecken und untersuchte, was die Kanzlei alles enthielt: die

Tische, die Stühle, die Menschen, alles betrachtete er eingehend; er setzte sich auf jeden Stuhl, und als er beim letzten angelangt war, stand er wieder auf und sagte:

„Hier ersticke ich!“

Kameraden in den anstoßenden Räumen sahen ihn wieder. Als einer von ihnen eines Tages auf den Boulevards spazieren ging, fiel ihm ein Paar auf, wie man es sonstwo nicht sieht; ihr versteht schon, eine jener Frauen, von denen ein Teil in Seide, ein anderer in Spitzen und das Übrige in einem Pelz steckt. Nun, und der Herr war Croquignole!

Bald darauf tat ein anderer Kollege das, was sich wohl jeder einmal in seinem Leben geleistet hat: er besuchte ein Nachtlokal. Zwischen den Trinkenden saßen Herren und Damen, die in dem Lichterglanz und bei den Klängen der Musik soupierten: „Ich betrachte mir die Leute. Und wen sehe ich? Ihn!“

Da war ein kleiner junger Mensch, der sehr hübsch Violine spielte und dem ein Musiker zuweilen Eintrittskarten für die Folies-Bergères gab. Eines

Tages packte ihn jemand bei den Schultern, er flog nach links, und ein Herr, gegen dessen Brust er taumelte, sagte zu ihm:

„Ah, so erwischt man dich, wie du dich schadlos hältst!“

„Ja, Alter,“ sagte ich ihm, „kommst du denn gar nicht mehr zum Bureau?“ Er erwiderte: „Nicht zu machen!“

Dann kamen Zeiten, wo niemand ihm begegnete.

„Ach, fast hätte ich's vergessen,“ sagten jene, die ihn dann einmal wieder gesehen hatten. „Du weißt ja, er hat seine Freundin immer bei sich. Ich fragte ihn, ob er nicht wieder ins Bureau käme. Da fiel sie mir gleich ins Wort: ‚Sie sind aber abscheulich, mein Herr, wollen Sie denn etwa, daß er mich allein läßt?‘“

In der ersten Zeit wußte man, woran man war. Man sagte:

„Man hat ihn dort gesehen, weil der eine oder der andere dort auch gewesen ist. Aber glaubt mir, man würde ihn noch vielerwärts antreffen können.“

Und dann traf ein, was eintreffen mußte. Manche besuchten die Cafés, andere gingen ins Theater, wieder andere begaben sich im folgenden Frühling ins Bois de Boulogne, um sich den Blumenkorso anzusehen; manche verbrachten nach Kanzleischluß ihre Zeit auf der Straße; einige hatten besonders acht gegeben und waren doch ganz sicher, Croquignole nicht begegnet zu sein. Niemand traf ihn mehr. Es war merkwürdig, denn man wußte doch, daß er nicht tot war.

Einige leisteten sich, wenn sie ihr Gehalt bekommen hatten, gern mal ein Extravergnügen; es gab solche, die Beziehung zu reichen Familien hatten und bei ihnen verkehrten; und solche, die zu heiraten dachten und ihr Junggesellenleben mit einem Abschiedsfest begruben. Manche, die sich vom Zufall treiben ließen, gerieten eines Tages Gott weiß wohin.

Man sagte sich: Er ist uns zu weit voraus. Wir waren zwar dort. Aber er war schon wieder viel weiter. Er hat das Café, das Theater, den Blumenkorso, die Straßen von Paris längst hinter sich gelassen. Er ist weit fort von dort, wo man

sich ein Extravergnügen leistet, wo man Junggesellenfeste begeht und sich dem Zufall überläßt. Croquignole ist weiter als Gott weiß wo.

Zwei Jahre später, an einem Sommernachmittage, war die Zeit noch immer das, was sie auch schon vorher gewesen: ein Greis, der sich mühsam hinschleppt, der seinem Lebensende nahe ist; um zwei Jahre war sie noch gealtert. Eins Tages meinte gar einer:

„Ich glaube wirklich, daß die Zeit Rheumatismus hat.“

Morgens kam sie angesetzt, schwerfällig, stöhnend, schwankend; sie suchte sich eine dunkle Ecke, lebte vielleicht, blieb aber bis zum Abend ganz unbeweglich. Man sagte nichts. Die Zeit gehört ja ein bißchen mit zur Familie, da muß man sie schon ertragen.

Zwei Jahre lang hatte man sie ohne Widerspruch, ohne Klage geduldet. Man machte keinen Lärm, verließ nicht oft seinen Platz, lief auch nicht viel hin und her. So hatte sich niemand veranlaßt gefühlt, ihr zuzurufen:

„So mach mir doch Platz!“

Nun weiß man ja nie, wie man mit der Zeit dran ist. Eines Sommernachmittags begab sich folgendes: alles in der Kanzlei geriet außer Fassung. Die Zeit rührte sich, es war eine ganz außergewöhnliche Erregung, die Tür wurde aufgerissen, und ein Ereignis kam herein. Jeder begrüßte seinen Eintritt.

„Croquignole!“

Ja, es war Croquignole. Man sagte zu ihm:

„Du hast uns aber erschreckt!“

Vor zwei Jahren war er von ihnen gegangen und hatte gesagt:

„Hier ersticke ich!“

Sofort fragte man ihn:

„Nun, hast du deine Erstickungsanfälle behandeln lassen?“

Auch für ihn gab es eine Überraschung. Wie er geradeaus blickte, sah er zwischen Kamin und Wand einen Winkel. Dort hatte man einen Tisch, einen Stuhl und einen Menschen untergebracht. Er rief:

„Herrgottnochmal, Paulat! Denk dir, Freund, ich hatte ja deine Existenz völlig vergessen!“

Dann trat er näher, umarmte Felicien, umarmte Claude, kam zu einem jeden, nachdem er den andern umarmt hatte, nochmals zurück, wandte ihn hin und her, und legte, wie man es nach langem Fernsein zu tun pflegt, eine ganze Weile lang seine Hände auf ihn; also sie lebten noch!

Dann setzte er sich hin und versank in Schweigen. Man empfand das Bedürfnis, seinen Namen auszusprechen:

„Ach, mein alter Croquignole! Ach, mein alter Croquignole!“

Man redete dann alles das, was man in solchen Fällen zu reden pflegt:

„Na, was hast du denn während der beiden Jahre alles angegeben?“

Er erwiderte:

„Ach, Freunde, ich habe mehr als einmal an euch gedacht.“

Und dann meinte er:

„Also ihr seid immer hiergeblieben?“

Mehr als einmal haben wir gesagt: „Paßt

auf, eines Tages wird uns Croquignole besuchen!"

Er war übrigens nicht magerer geworden. Man rief sich all das, was er besessen hatte, ins Gedächtnis zurück: seine Augen, seine Wangen, seinen Mund, seine Zähne. Man sah ihm aufmerksam ins Gesicht: er glänzte, er leuchtete, es schien, als ob das Leben ihn ganz blank geputzt hätte. Er hatte zwei kleine kurze Hände, und er brachte den Atem des Windes, den Geruch der Erde und den Duft der Ferne mit sich. Bisweilen schien er, mit einer weitausholenden Geste, eine unbekannte Welt in Bewegung zu setzen, deren Odem um ihn war. Man fragte ihn:

„Wo kommst du denn eigentlich her?"

Er stand auf, ging in der Kanzlei umher, betastete nacheinander die vier Wände, starrte die Decke an, scharrte mit dem Absatz auf dem Fußboden, schnüffelte in alle Winkel, verweilte lange bei jedem einzelnen Ding und sagte dann:

„Also das ist wahr, Freunde! So etwas gibt es wirklich! Und so sah die Geschichte aus! Und hier habt ihr nun immer gelebt!"

Man antwortete ihm:

„Wie du siehst!“

Er ging ans Fenster, öffnete die beiden kleinen Scheiben und versuchte den Kopf hindurchzustecken:

„Aber das reicht ja kaum für eure Nasenspitze!“

Man lachte, denn man wußte, daß es was zu lachen geben würde, sobald Croquignole den Mund auftat. Er setzte sich auf Feliciens Stuhl, legte beide Hände auf den Tisch, spielte mit den Federhaltern, schüttelte das Tintenfaß und prüfte das Papier. Er sagte:

„Also um neun Uhr morgens kommst du, setzst dich, lebst hier, gehst zum Mittagessen, kommst wieder und bleibst dann bis sechs Uhr!“

Der andere versetzte:

„Hör mal, Croquignole, du willst dich doch wohl nicht über uns lustig machen; du hast früher doch gradeso gelebt!“

Er erwiderte:

„Offen gestanden, darauf kann ich mich nicht mehr besinnen!“

Es war wie in der Fabel ‚der Wolf und der Hund‘. Er sagte:

„Aber, Freunde, wenn ihr nun mal gern nachmittags ausgehen wollt? An Tagen wie heute, wo es so schön ist? Geht ihr auch dann erst abends fort? Aber ich versichre euch, daß man auch tagsüber lebt. Ich habe zum Beispiel im letzten Sommer drei Monate in der Bretagne verbracht. Den ganzen Tag über trieb ich mich auf dem Meere herum, ich trank Schnaps, rauchte Pfeife und nahm ein paar Flaschen Champagner mit an Bord, die um vier Uhr, wenn man sich zu langweilen begann, getrunken wurden."

Einer meinte:

„Du hast gut reden! Ja, wenn wir Rentiers wären . . . Aber was hilft's, man muß doch leben!"

Croquignole rief:

„Darüber habe ich viel nachgedacht! Nun, das ist noch gar nicht mal sicher!"

Am folgenden Morgen erhielt Felicien mit der Elfuhrpost den folgenden Brief:

Lieber Freund!

Heute nachmittag habe ich eine sehr gute Bemerkung gemacht, doch Ihr habt sie gar nicht recht beachtet. Ihr wart in der Kanzlei. Es ist so düster

dort. Einer von Euch sagte: ‚Man muß doch leben!‘ Ich erwiderte: ‚Das ist noch gar nicht mal sicher.‘

Nein, lieber Freund, das ist nicht sicher. Und ich werde dir den Beweis liefern.

Ich habe Euch alle wiedergesehen. Ich möchte nicht behaupten, daß ich mich in Eurem Kreise unbehaglich fühlte. Ich würde mich sogar sehr wohl fühlen bei Euch, wenn diese vier Wände nicht wären. Wäret Ihr dort, wo ich jetzt bin, nämlich in einem Café, wo man auf einen Wink hin zu essen und zu trinken bekommt, so würde ich mich, lieber Felicien, wieder zu Euch setzen. Sieben Stunden würde ich dort gern mit Euch verbringen. Und die Wände würden mich hier nicht weiter stören.

Und nun komme ich dazu, Dir die folgende Frage vorzulegen: Weißt Du wohl, wieviel mir von meinen vierzigtausend Francs noch geblieben ist?

Mit viertausend Francs kannst Du eine Reise um die Welt machen.

Ich muß also wohl zehnmal um die Welt gefahren sein.

Achtundneunzig Francs und fünfundsiebzig Centimes sind mir geblieben.

Ich will Dir mal eine kleine Geschichte erzählen, die Dir Spaß machen wird. Nachdem ich neundreiviertelmal die Welt umfahren, stellte ich zum ersten Mal ernste Betrachtungen über meine Lage an. Es war in Nizza. Ich besaß noch tausend Francs. Ich fand, daß es sich gar nicht lohnt, abzureisen, wenn man nur noch ein Viertel der Weltreise machen kann. Es kam mir eine glänzende Idee. Ich sagte mir:

So ist es gut, so ist es würdig. Wenn man es gewohnt war, Geld in der Tasche zu haben, darf man nicht warten, bis man beim letzten Sou angelangt ist.

Ich beschließe also, wie ein Mann von Welt zu sterben, mit tausend Francs in der Tasche. Ich bringe meine Angelegenheiten in Ordnung und will meinen Entschluß ausführen. Wegen dem, was mir geblieben ist, mache ich mir keine Sorgen, ich bedaure nur, was ich verloren habe.

Vor einem Monat war es sehr heiß. Und im letzten Augenblick bekomme ich infolge dieser Hitze Durst.

Du kennst mich. Ich denke:

‚Man kann doch nicht durstig ins Jenseits gehen!‘

Und was tue ich? Ich gehe auf die Straße, setze mich vor ein Restaurant und trinke etwas. Ach, Freund, tat das gut, das Trinken! Es war so schön, zu leben, daß ich ein Diner bestellte und vierzig Francs für mich ganz allein ausgab.

Beim Nachtisch faßte ich dann den Entschluß, ruhig abzuwarten, bis ich beim letzten Hundertfrancsschein angelangt sei.

Ich habe bis zum letzten Tage zu leben gehabt. Der war heute. Als ich mittags meinen Hundertfrancsschein einwechselte, hatte ich gut gefrühstückt. Das bringt mich in mitteilsame Stimmung. Ich habe mit Croquignole eine kleine Unterredung gehabt. Croquignole hatte es nicht eilig.

Wenn Du mal die alten Freunde aufsuchtest! Vielleicht läßt es sich mit ihnen weiterleben!

Ich habe Euch aufgesucht. Ich hatte ein ganz bißchen Lust, noch nicht Schluß zu machen. Aber nein, Freund, nein! Ich gedachte bis sechs Uhr bei Euch zu bleiben. Ich konnte es einfach nicht. Nach einer Viertelstunde bekam ich Kopfschmerzen. Ihr meintet:

‚Man muß doch leben!‘

Ich erwiderte:

‚Das ist noch gar nicht sicher!‘

Alle Tage würde ich nach einer Viertelstunde Kopfschmerzen bekommen. Du kennst doch das Zebra im Jardin des Plantes? Selbst dem Zebra fällt es schwer, dort zu leben.

Nach einem im Leben habe ich Sehnsucht:

Nach den kleinen, feinen Diners.

Fernande. Ah, Freund — ist das ein Weib! Mit der habe ich meine vierzigtausend Francs durchgebracht. Du hast ja gesehen, wie es anfing, und du wirst erraten können, wie die Sache weiter verlief. Sie hat mich verlassen. Sie ist mit einem Kerl davongegangen, der achtzigtausend Francs besaß.

Du! Du begreifst ja alles, weißt Dich jedem anzupassen. Du hast schöne Augen und hübsche Zähne. Es tut mir leid, daß ich nie Deine Kinder zu sehen bekommen habe. Ich wußte wohl, daß ich in meinen letzten Augenblicken an Dich denken würde.

Du wirst ja Claude alles erzählen. Sage ihm,

daß es mir sehr leid getan hat, ihm Kummer verursacht zu haben.

Und da ja auch Paulat noch existiert, so grüße ihn von mir. Wäre Angèle nicht gestorben, so würde ich ihr den Rest meines Geldes schicken. Ich weiß nicht genau, wieviel mir bleiben wird. Ich sitze im Café, habe dort diniert, wahrscheinlich für etwa zwanzig Francs. So etwas tut gut. Wenn Du Dich um die Ecke bringen willst, so leiste Dir vorher eine Mahlzeit zu zwanzig Francs. Hernach fühlt man sich entschlossenen Sinnes. Man ist zufrieden, nichts im Leben flößt einem Furcht ein. Der Kellner, ein rundlicher Bursche, sieht nicht so aus, als ob er sich den Magen mit Mauersteinen vollstopft. Vergiß nicht, noch ein paar Cognacs auf mein Wohl zu trinken. Lebewohl!

Croquignole.

P. S. Hoffentlich vergesse ich nicht, den Brief in den Kasten zu werfen. Man würde ihn sonst bei mir finden, und Du könntest dann Unannehmlichkeiten haben.

Du tatest recht, vernünftig zu leben. Du hast Frau und Kinder und hast darin Genüge gefun-

den. Erinnere Dich unseres Schmauses auf dem Lande. Man geht an den Begierden seines Leibes zugrunde. Infolge eines reichlichen Mahles haben sich all diese Dinge begeben. Claude hat Angèle kennen gelernt; und hätte ich nicht Fernande getroffen, so wäre es eine andere gewesen. Claude war für solche Abenteuer nicht geschaffen. Und mich trifft nur, was ich verdient habe . . . . . .

Felicien war sehr erstaunt. Croquignole war als Redner denn doch besser wie als Briefschreiber.

Doch noch am gleichen Tage wurde ihm klar, was Croquignole mit seinem Briefe hatte sagen wollen. Er ersah aus den Abendblättern, daß sich ein gewisser Aristide Buffières erschossen hatte.

Buchdruckerei Roitzsch
Albert Schulze, Roitzsch

Philippe

Croquignole.

PQ
2631
.H5
C7